

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

- Coloured covers/  
Couverture de couleur
- Covers damaged/  
Couverture endommagée
- Covers restored and/or laminated/  
Couverture restaurée et/ou pelliculée
- Cover title missing/  
Le titre de couverture manque
- Coloured maps/  
Cartes géographiques en couleur
- Coloured ink (i.e. other than blue or black)/  
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- Coloured plates and/or illustrations/  
Planches et/ou illustrations en couleur
- Bound with other material/  
Relié avec d'autres documents
- Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/  
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure
- Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/  
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Additional comments:  
Commentaires supplémentaires:

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- Coloured pages/  
Pages de couleur
  - Pages damaged/  
Pages endommagées
  - Pages restored and/or laminated/  
Pages restaurées et/ou pelliculées
  - Pages discoloured, stained or foxed/  
Pages décolorées, tachetées ou piquées
  - Pages detached/  
Pages détachées
  - Showthrough/  
Transparence
  - Quality of print varies/  
Qualité inégale de l'impression
  - Continuous pagination/  
Pagination continue
  - Includes index(es)/  
Comprend un (des) index
- Title on header taken from:/  
Le titre de l'en-tête provient:
- Title page of issue/  
Page de titre de la livraison
  - Caption of issue/  
Titre de départ de la livraison
  - Masthead/  
Générique (périodiques) de la livraison

This item is filmed at the reduction ratio checked below/  
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

|                          |                          |                          |                                     |                          |                          |
|--------------------------|--------------------------|--------------------------|-------------------------------------|--------------------------|--------------------------|
| 10X                      | 14X                      | 18X                      | 22X                                 | 26X                      | 30X                      |
| <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input checked="" type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 12X                      | 16X                      | 20X                      | 24X                                 | 28X                      | 32X                      |



„Der für uns am Kreuz gestorben ist.“

# Rundschau vom Berge Karmel.

1. Jahrgang.

November, 1897.

Nummer 2.

## Am Tage Aller-Seelen.

**I**m wolken Laube flüßtert  
Des Abends herblich' Lieb,  
Das durch des Friedhofs Stille  
Wie leise Klage zieht.

Erstorben ist, verwehrt,  
Schon längst des Lenzes Pracht;  
Des Sommers reife Aehre  
Und Frucht ist heimgebracht.

Im lichten Farbenschmelze  
Des Blat's an Baum und Strauch  
Verglomm der letzte warme  
Und frohe Lebenshauch.

Nun hüllt ein weißes Laken  
Die toble Erde ein,  
Wie Kerzenlicht umgittert  
Sie mild der Sterne Schein.

Der ew'gen Himmels-Ampeln  
So wehmuthvoller Glanz  
Schmückt auch in weiter Runde  
Der Grabes-Hügel Kranz.

Zu langem Schlaf gebettet  
Hat hier der Liebe Hand  
Der Hoffnung zarte Knoßpe,  
Der Kreuze heil'ges Pfand.

Es melden Stein und Tafel  
In kurzem Spruch und Wort  
Von jenem Weh, das flutet  
Und ebbet immerfort.

Das unergründlich nachtet,  
So, wie das tiefe Meer,  
Das jedes Herz belastet,  
Wie eine Wolke schwer.

Doch nicht des Glaubens Sonne  
Zu trüben es vermag;  
Sie leuchtet strahlend über  
Der Zeiten Wellenschlag.

In's Dunkel selbst der Grüfte  
Wirft sie gar hellen Strahl  
Und schmückt mit Glorie-Schimmer  
Des Kirchhofs Kreuzes-Mal.

Das raget hoch und mächtig,  
Von Engeln wohl bewacht,  
Wie eine Siegstrophäe  
Aus Mober und aus Nacht.

Der offenen Brust entperlet  
Roth des Erlösers Blut,  
Heil dem, der zu den Füßen  
Der Gnadenquelle ruht.

Die sanft geneigte Stirne  
Ein Dornenreiß umflücht;  
Wer möchte trostlos trauern  
Vor solchem Angeficht?

Mit ausgestreckten Händen  
Umfaßt Er die Welt,  
Und voll Erbarmen Alle  
Er in den Armen hält.

Wilhelm Reilmann.

## Aus dem Blumengarten vom Berge Karmel.

Von Very Rev. Anastasius J. Kreidt, O. C. C.

### Zweites Kapitel.

Die heilige Jungfrau als  
Schülerin.



Frage. Wer ist der eigentliche Schützer und Patron des Ordens vom Berge Karmel.

Antwort. Die Heilige Jungfrau Maria.

Frage. Hat die Heilige Jungfrau jemals bewiesen, daß sie den Karmeliter-Orden als ihrer Obhut anvertraut betrachtet?

Antwort. Ja. Nicht nur daß sie, wie wir bereits gesehen, die Karmeliter ihre Brüder nennt, hat sie auch die wunderbarsten Beweise gegeben, daß sie dem Orden ganz ungewöhnlich zugethan und für sein Wohlergehen besorgt ist.

Frage. Wollen Sie uns ein Beispiel geben?

Antwort. Es war auf ausdrücklichen Befehl der Heiligen Jungfrau, daß die Ordensregeln vom Papste bestätigt wurden und, daß der Orden als Orden der Heiligen Jungfrau anerkannt wurde.

Frage. Wann geschah dies?

Antwort. Es geschah im Jahre 1216. St. Cyril von Konstantinopel war zu jener Zeit Ordensgeneral und die Karmeliter waren im Begriffe nach Europa zu kommen. Im Jahre 1215 hatte das Lateranische Concil Beschlüsse gefaßt, daß kein Orden gebildet werden solle, dessen Regeln nicht vom Heiligen Stuhle bestätigt wären. Die Regel des Ordens vom Berge Karmel, welche vom Heiligen Albert, Patriarchen von Jerusalem, geschrieben worden war, war bis dahin noch nicht vom St. Vater sanctionirt worden. Die Feinde des Ordens veranlaßten eine Verfolgung der Karmeliter unter dem Vorwande, daß die Regeln des Ordens vom St. Stuhle nicht sanctionirt seien. Sie versuchten den Papst

Honorius III. zu verhindern, daß er die Karmeliter-Regeln billige und bestätige. Ja die Feinde des Ordens gingen so weit, daß sie dessen gänzliche Auflösung forderten. Der Papst, um diese Angelegenheit zu erledigen, überwies dieselbe zweien seiner Hofprälaten, welche die Ansprüche des Ordens prüfen und dann darüber Bericht erstatten sollten. Beide dieser Prälaten waren dem Orden feindlich gesinnt. Als sie sahen, daß sie keine wirklichen Gründe gegen die Forderungen des Ordens hatten, verschleppten sie die Angelegenheit und verzögerten dadurch die Entscheidung des Heiligen Stuhles. Während einer Nacht erschien dem Papste Honorius die Heilige Jungfrau, die Himmelskönigin. Sie war von Engeln umgeben und mit hoheitsvoller Würde sprach sie folgende Worte: „Der Orden von Berg Karmel und seine Mitglieder stehen unter meinem Schutz und Schirm. Wisse, daß es mein Wille ist, daß Du den Einflüsterungen der Feinde des Ordens kein Gehör schenkst. Im Gegentheil. Ich verlange, daß Du diesen Orden begünstigst, sofort seinen Titel bestätigst und seine Regeln gutheißest. Was ich befehle, dulde keinen Widerspruch. Auch soll nicht verzögert werden, was zu fördern ich entschlossen bin.“ Dann, zum Beweise, daß die Erscheinung wirklich eine himmlische sei, theilte die Jungfrau dem Papste mit, daß die beiden Räte, welche böswilliger Weise den Orden zu schädigen gesucht hätten, zur Strafe noch in dieser Nacht eines elenden Todes sterben sollten.

Frage. Haben die Ereignisse die Wahrheit dieser Erscheinung bestätigt?

Antwort. Ja. Der Heilige Vater, aus seinem Schlafe erwachend, fand, daß die beiden Räte plötzlich, wie es die Jungfrau vorausgesagt hatte, gestorben waren. In

Folge dessen sandte der Papst sofort nach den Karmelitern, berief die Kardinäle und erzählte von der wunderbaren Erscheinung. Mit herzlichsten Worten pries der Papst den Heiligen Orden, der sich der besonderen Liebe und des Schutzes der gesegneten Mutter Gottes erfreue. Er erließ verschiedene Bullen, in denen der Titel des Ordens der Hl. Jungfrau vom Berge Karmel und dessen Regeln bestätigt wurden und bereicherte den Orden mit vielen Privilegien. Um das Andenken an diese wunderbare Erscheinung der Hl. Jungfrau zu verewigen, wurde das Fest „Unserer lieben Frau vom Berge Karmel“ eingeführt und der 16. Juli zu seiner Feier bestimmt.

Frage. Haben noch andere Päpste diesen besonderen Schutz der Hl. Jungfrau bezeugt?

Antwort. Papst Gregor XIII. in einer Bulle „Ut laudes“ sagt: „Der Heilige Orden der Gesegneten Jungfrau vom Berge Karmel entstand durch die glorreiche Jungfrau und sie hat den Orden mit ihrem Namen geziert.“ Papst Urban VI. gewährte mit folgenden Worten einen Ablass: „Allen Gläubigen, vorausgesetzt, daß dieselben sich im Stande der Gnade befinden, welche dem Orden selbst, oder den Brüdern dieses Ordens den Titel und Namen des Ordens-Brüder der Heiligsten Jungfrau vom Berge Karmel — beilegen, gewähren wir hierdurch und für alle Zeiten einen Ablass von drei Jahren und ebenso vielen Quarantänen.“ Sixtus IV., Julius II. und viele andere Päpste gebrauchten ähnliche Ausdrücke.

Frage. Dann ist es angebracht die Heilige Jungfrau die Mutter von Berg Karmel zu nennen?

Antwort. Gewiß! Nachdem der Hl. Stuhl das Beispiel gegeben. Unser Herr nannte selbst den Orden von Berg Karmel den Orden seiner Mutter. Vater Joseph Fernandez, ein spanischer Jesuit, erzählt, daß unser Herr, eines Tages der Heiligen Theresia erscheinend, dieselbe mit folgenden Worten aufmunterte: „Tröste dich, denn du wirst

den Orden „Meiner Mutter“ noch während deines Lebens mächtig anwachsen sehen.“ All die großen Heiligen des Ordens riefen unablässig die Heilige Jungfrau an als „Mutter und Ruhm von Karmel“ „Mater et decus Carmeli“. Dies geschieht jetzt noch alltäglich, mit Gutheißung des Hl. Stuhles, in allen Karmeliterklöstern.

### Drittes Kapitel.

Die Mutter vom Berge Karmel.

Frage. In welcher Weise zeigte sich die Heilige Jungfrau als Mutter des Karmeliterordens.

Antwort. In vielfacher Weise. 1.) Indem sie viele Heilige in den Orden berief und dieselben zur Heiligkeit heranzog, zu würdigen Kindern einer solchen Mutter. 2.) Indem sie dem Orden Alles verschaffte, was, wie wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben, zu seinem Leben und Bestehen nöthwendig war. 3.) Indem sie ihre Kinder mit ihren eigenen Händen in die geheiligte Tracht des Skapulier's kleidete; 4.) Indem sie die Angehörigen des Ordens im Leben und nach dem Tode gegen alle Uebel beschützt. Keine Mutter kann mehr für ihre Kinder thun, als die Mutter Gottes beständig für ihre Kinder von Karmel thut.

Frage. Welche Heilige wurden durch die Gebenedeute Mutter Gottes in den Orden von Berg Karmel berufen?

Antwort. Beinahe jeder Heilige des Ordens wurde durch Maria in besonderer Weise in den Orden berufen.

Frage. Können sie einige derselben nennen?

Antwort. Von denen, welche canonisirt und selig gesprochen wurden, haben wir authentische Berichte, gebilligt und bestätigt von der Kirche. Ich werde mich daher auf einige derselben beschränken.

Die fünfte Lektion in den Matutins des Festes des Hl. Cyril von Konstantinopel, am 6. März, konstatirt, daß dieser große Heilige von der Hl. Jungfrau gemähnt

wurde, Konstantinopel zu verlassen und sich nach Berg Karmel zu begeben und dort sich dem Orden anzuschließen. Nachdem der Hl. Cyril sein ganzes Eigenthum unter die Armen vertheilt hatte, bestieg er ein Schiff, das nach der Küste von Syrien segelte und nachdem er auf Berg Karmel angekommen, schloß er sich den Ordensleuten, die er daselbst vorfand, an. Er nahm das Gewand der Hl. Jungfrau—und, indem er sich durch Fasten, Beten und Werke der Barmherzigkeit Gottes Liebe gewonnen — wurde er göttlicher Offenbarungen als würdig erachtet.

Frage. Wie wurde der Hl. Angelus in den Orden berufen ?

Antwort. Der Hl. Angelus war geboren in Jerusalem von adeligen Eltern, welche durch eine Erscheinung der Gebenedeiten Jungfrau vom Judenthum zum Christenthum bekehrt worden waren. Die Mutter Gottes war den Eltern des Hl. Angelus erschienen und hatte dieselben ermahnt, den Irrglauben der Juden aufzugeben und sich taufen zu lassen. Als Belohnung würden sie zwei heilige Söhne haben. Sie nannte ihre Namen—Angelus und Johann. Beide Brüder wurden Karmeliter und Angelus wurde heiliggesprochen.

Frage. Auf welche Weise empfing der Selige Francus, der Büsser von Siena, seine Berufung in den Orden ?

Antwort. Das Karmeliter-Brevier, in der Section seines Festes, am 17. December, konstatirt, daß die Hl. Jungfrau dem Francus erschien und ihm das Karmeliter-Gewand zeigte, ihn auffordernd dieses Gewand zu tragen indem er sich dem Orden vom Berge Karmel anschließe. Francus wandte sich wegen Zulassung an den Priester des Klosters zu Siena und wurde angenommen. Am Tage seiner Aufnahme brachte ein Engel das Gewand, mit welchem Francus bekleidet wurde.

Fragen. Wurden der Hl. Albert von Sicilien und der Hl. Andreas Corsini nicht in derselben Weise begnadet ?

Antwort. Ja. Beide wurden von der

Hl. Jungfrau selbst für den Orden bestimmt.

Nachdem die Eltern des Hl. Albert, Benedict und Johanna von Abbate 26 Jahre verheirathet waren ohne Kinder zu haben, gelobten sie der Heiligen Jungfrau, daß, falls ihre Gebete erhört würden und ihnen ein Sohn geboren werde, sie letzteren dem Dienste Marien's im Kloster vom Berge Karmel in Diepani weihen würden. Die Gebete des Ehepaars wurden erhört und vor der Geburt des Heiligen hatte dessen Mutter eine Vision, welche die zukünftige Heiligkeit ihres Sohnes anzeigte.

Der Heilige Andreas Corsini, von der alten Adelsfamilie Corsini, war auch ein Kind des Gebets. Auch er war dem Orden der Gebenedeiten Jungfrau gelobt. Vor seiner Geburt träumte seine Mutter, daß sie einen Wolf gebäre, der, als er die Kirche Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel betrat, in ein Lamm verwandelt wurde. Der Hl. Andreas, welcher in seiner Jugend geneigt war, sich an den Thorheiten und Lastern der jungen Edelleute seiner Zeit zu theilhaben, ging, nachdem er gehört hatte, daß er der Hl. Jungfrau angelobt worden sei, in die Karmeliterkirche und vor der Statue unserer Lieben Frau beschloß er, seine Lebensweise zu ändern und Mitglied des Ordens von Karmel zu werden. Er trat in das Kloster in Florenz ein und wurde einer der größten Heiligen des Ordens.

Frage. Warum wurde der Hl. Simon Stock ein Karmeliter.

Antwort. Als der Hl. Simon bei dem Seligen Manus, welcher damals Prior des Klosters in Aylshford, in Kentshire, war, um Aufnahme in den Orden nachfragte, erzählte er den Mönchen, daß bereits fünfzehn Jahre, bevor sie nach England kamen und während er (Simon) als Einsiedler in einem ausgehöhlten Baume lebte, die Hl. Jungfrau ihm das Eintreffen der Karmeliter in England voraus gesagt habe. Zu gleicher Zeit ermahnte Maria den Simon, sich den Mönchen sofort anzuschließen, nachdem sich dieselben in England niedergelassen. Dieser große Diener ter

Hl. Jungfrau leistete dem mütterlichen Befehle Gehorsam und zur Belohnung für seine Treue empfing er viele Jahre später von ihren gesegneten Händen das herrliche Skapulier als Geschenk.

Dem Hl. Avertanus von Limoges wurde von einem Engel angerathen, sich dem Orden anzuschließen. An dem Tage, als er das Karmelitergewand erhielt, unmittelbar nach der Ceremonie, verfiel er in Verzückung, welche mehrere Stunden währte und in welcher die von Engeln umgebene Hl. Jungfrau ihm erschien und ihm ihre Liebe und besonderen Schutz zusicherte.

Wie bekannt, empfing die Hl. Theresia häufig Beweise der Liebe, welche die Hl. Jungfrau für den Orden hat. In ihrem Buche „Grundlagen“ schreibt sie die Berufung und die Heiligkeit des Vater Jerome Gratiano und des Hl. Johann vom Kreuz der Gebenedeiten Jungfrau vom Berge Karmel zu.

Es ist unmöglich alle Fälle, in denen Heilige Personen in Klarster und verständlichster Weise in den Orden Unserer lieben Frau vom Berge Karmel berufen wurden, einzeln aufzuzählen. Die oben angeführten Fälle aus dem Leben unserer bekanntesten Heiligen reichen hin zum Beweise, daß „Unsere Liebe Frau“ die wahre Mutter des Berg Karmel ist.

#### Viertes Kapitel.

Das große Geschenk Unserer  
lieben Frau vom Berge  
Karmel.

Frage. In welcher Weise Kleidete die Gebenedeite Jungfrau ihre Kinder vom Berge Karmel?

Antwort. Durch das kostbare Geschenk des heiligen Skapulier's.

Frage. Wann gab die Gebenedeite den Karmelitern das braune Skapulier?

Antwort. Am 16. Juli 1251. Damals erschien sie dem General des Karmeliterordens, dem Hl. Simon Stock, während letzterer im Dratorium des Karmeliter-Priorats in Cambridge, England, betete.

Frage. Sind die Einzelheiten der Vision bekannt?

Antwort. Ja. Der Hl. Simon selbst theilte den großen Gnadenbeweis, welchen er empfangen hatte, seinen Ordensbrüdern mit und berichtete denselben brieflich allen Klöstern des Ordens.

Der Bericht wurde von Vater Swayngton, dem Beichtvater, Privat-Sekretär und beständigen Gefährten des Heiligen, geschrieben und zwar an demselben Tage, an welchem die Vision stattgehabt. Der Originalbericht, in der Handschrift des Vater Swayngton, datirt „Cambridge, am Tage nach dem Feste der „Divisio Apostolorum“ (16. Juli 1251) wurde, der Angabe des Papst Benedict XIV. zufolge (de festis Sanctorum, Vol. 2, Chap. 76) in den Archiven des Klosters zu Bordeaux aufbewahrt und gelegentlich einer Controverse über diese Angelegenheit veröffentlicht. Vater Johann Cheron, Prior des Klosters, ließ eine Copie davon machen und in seinem Buche „Vindiciæ Scapularis“ (p. 165 etc.) abdrucken.

Wir lassen den vollständigen Bericht des Vater Swayngton folgen.

„Unser ehrwürdiger Vater Simon, obgleich vorgeschritten im Alter und schwach in Folge seiner Abtötungen, bringt oft ganze Nächte im Gebete zu, in seinem Herzen tief bekümmert über die traurigen Erfahrungen und Verfolgungen, von denen seine Brüder zu leiden haben. Da, als er eines Tages betete, geschah es, daß er mit himmlischem Troste erfüllt wurde. Er gestattete sämtlichen Mitgliedern des Klosters an dieser Tröstung theilzunehmen, indem er sie alle zusammenberief und ihnen Folgendes sagte:

„Theuerste Brüder! Gelobt sei Gott, welcher die nicht verläßt, welche auf Ihn vertrauen und der die Gebete Seiner Diener nicht verachtet.

Gepriesen sei die Allerheiligste Jungfrau, die Mutter unseres Herrn Jesus Christus, welche, eingedenk früherer Tage und all die Kümmernisse sehend, die uns von allen

Seiten umgeben, daß „Alle, welche fromm in Christus leben, Verfolgung erdulden sollen,“ heute an Euch, durch mich, Worte des Trostes richtet, welche, davon bin ich überzeugt, Ihr mit der Freude des Heiligen Geistes vernehmen werdet. Ich bete, daß derselbe Geist der Wahrheit meine Zunge lenken möge, daß ich spreche in einer Weise, würdig der Angelegenheit und, daß ich mit größter Genauigkeit berichte von dem Werke Gottes und den Gnadenbeweisen des Himmels.

Als ich, der ich nur Staub und Asche bin, meine Seele ausbreitete vor dem Herrn und voll innigsten Vertrauens unsere Gebenedeite Frau beschwor, daß, nachdem sie uns mit dem glorreichen Titel „Brüder der Gebenedeiten Jungfrau“ beehrt, sie sich jetzt als unsere Mutter und Schützerin zeigen möge, daß sie uns befreie von Heimsuchungen, daß sie, indem sie uns ein sichtbares Zeichen ihrer Gnade gebe, jene, welche uns jetzt verfolgen, veranlasse, uns zu ehren und zu achten: Während ich, voll glühender Begeisterung betete: Schönheit von Karmel; jungfräuliche Blume, die ewig blüht; leuchtende Fierde des Himmels! Du, o Jungfrau, Mutter des Gottmenschen, Mutter der Milde, sei du gnädig Deinen lieben Kindern von Karmel; Stern des Meeres.“— Da—da erschien die Königin der Engel, umgeben von einem großen Gefolge seliger Geister. Sie hielt in ihren Händen das Skapulier des Ordens. Zu mir sprechend, sagte sie: Empfange, lieber Sohn, dieses Skapulier Deines Ordens als ein besonderes Merkzeichen meiner Zugehörigkeit und das Zeichen des Privilegiums, welches ich

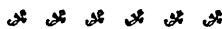
für dich und die Kinder von Karmel erlangt habe. Es ist ein Zeichen der Erlösung, ein Schutz in Gefahren, ein besonderes Unterpfand des Friedens und des Schutzes bis zum Ende aller Zeiten. Wer immer es sei, wenn er sterbend dieses Skapulier trägt, soll vor dem ewigen Feuer bewahrt werden.“

Die glorreiche Anwesenheit der Hl. Jungfrau erfüllte mich mit unaussprechlicher Freude, aber da meine Schwäche und mein Elend den hoheitsvollen Glanz nicht ertragen konnten, verließ sie mich, indem sie mir sagte, daß ich eine Deputation an Papst Innocent, den Vicar ihres Sohnes, senden solle. Der Papst werde nicht zögern, unsere Sorgen zu beseitigen.

Meine Brüder! Bewahret diese Worte in Euern Herzen und strebt durch gute Werke Euch Eures Berufes würdig zu zeigen. Wachet in Dankbarkeit für so große Gnade und betet ohne Unterlaß, daß das Wort, welches zu mir gesprochen wurde, erfüllt werden möge zur Ehre der Heiligsten Dreieinigkeit, Gottes des Vaters, des Sohnes und des Hl. Geistes und zu Ehren der Allerheiligsten Jungfrau Maria.

Dieses Verprechen theilte der ehrwürdige Vater Simon auch den Brüdern in andern Ländern mit durch einen trostreichen Brief, welchen ich, dessen gänzlich unwürdig, nieder schrieb, wie der Mann Gottes diktirte, damit auch diese Brüder getröstet seien in ihrer Betrübniß und Gott danken könnten durch Gebet und Beharrlichkeit in guten Werken.

Cambridge — am Tage nach dem Feste Divisio Apostolorum — dem 17. Tage vor den Kalenden des August (16. Juli 1251.)



Das Gebet ist die Universal-Sprache der Ewigkeit.

In einer Zeit, die Alles glaubt mit Geld abmachen zu können, ist der Ruin von Allem das letzte Ziel der kaufmännischen, finanziellen und politischen Speculation. (Condillac.)

Der Mensch kann mit seinem Kopfe nicht fassen, was er in sein Herz nicht aufnehmen kann.

Jesus hat die Arbeit geheiligt, welche durch die Sünde zum Fluche geworden war. Darum ist jedes Tagewerk, durch die gute Meinung geadeht, ein Gottesdienst.



## „Das rettende Skapulier.“



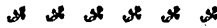
Mehrere ehrenwerthe Männer aus dem Var-Departement waren im Dezember 1850 in die Gewalt der Auführer gefallen; denn Frankreich war damals in allerlei Parteien getheilt. Sie wurden zu Salerne ins Gefängniß gesperrt, und erwarteten nichts Anderes als von den Auführern zum Tode geführt zu werden. Sie verlangten daher einen Priester, um noch beichten und den Trost und die Gnaden der heiligen Religion erhalten zu können. Der Vikar von Salerne, Abbe Faue, ein würdiger Priester Gottes, hörte ihre Beichten an, tröstete und ermunterte sie zum Vertrauen und zur Ergebung in den Willen des Herrn und empfahl sie insbesondere dem Schutze der seligsten Jungfrau Maria. Dem jungen Androl de Laval, dem er besondere Güte erweisen wollte, gab er noch das Skapulier, das er gerade bei sich hatte, um ihn, wie er sagte, in den gefährlichen Umständen, in denen er sich befinde, noch besonders zu schützen. Und wirklich dieses Skapulier, oder vielmehr der Schutz Derjenigen, an welche das Skapulier erinnerte, erhielt dem jungen Laval das Leben in Umständen, wo der Tod unvermeidlich schien. Es wurden nämlich die Auführer von den Regierungstruppen geschlagen und mußten sich zurückziehen. Sie schleppten ihre Gefangenen mit sich nach Nups, wo sie sich verschanzen mußten; allein erbittert über die erlittene Niederlage, gedachten sie, alle diese Unschuldigen niederzumachen. Sie schickten sich schon an, ihren Entschluß in's Werk zu setzen, als plötzlich die Regierungstruppen im Sturmschritt anrückten, um die Auführer endlich gänzlich zu besiegen. Es entstand ein furthbares Gefecht. Das Gasthaus Crouzel, wo die Gefangenen eingeschlossen waren, war als das Hauptquartier der Rebellen bezeichnet worden; dahin richtete sich der lebhafteste Angriff der Sol-

dalen. Schon waren die Gemächer von Kugeln ganz durchlöchert und die Gefangenen in der größten Gefahr, von den eigenen Freunden erschossen zu werden. Sie sollten sich also den Soldaten zu erkennen geben, aber wie? Entschlossen zu sterben, um seine Freunde zu retten, zögert Herr von Laval keinen Augenblick, stellt sich an's Fenster, und spricht mit den Soldaten; aber diese verstehen ihn nicht, halten ihn vielmehr für einen Auführer und richten alle Schüsse auf ihn. Er fällt, von Kugeln durchbohrt, blutend zu Boden. Die Soldaten dringen hinein, und schon hat ein Bajonet seinen Arm zerrissen, da nimmt erst der Offizier die Gefangenen wahr, welche ihre Mützen schwenken. Der Offizier stellt das Feuer ein, umarmt Herrn Laval, der ihm die Hand drückt und zu ihm sagt: „Ich sterbe gerne, ich habe meine Gefährten gerettet. Es lebe das 50ste Linienregiment.“ Allein er starb nicht, sondern wurde glücklich von seinen Wunden geheilt. Er stand ja unter dem Schutze Mariens. Herr Pastoureaux, Präsekt des Var-Departements, welcher später der Frau Baronin von Laval diese schreckliche Scene, deren Augenzeuge er war, erzählte, sagte: „Madame, ihr Sohn mußte unter so vielen Schüssen, die es von allen Seiten auf ihn regnete, tausendmal umkommen; ich konnte nicht begreifen, wie er noch so lange immer aufrecht stand.“ Ein Gensdarmere-Brigadier, welcher mit den Truppen kämpfte, erzählt, er habe zwei Pistolenschüsse auf ihn abgefeuert, aber da ich sah, setzte er bei, daß es mir nicht gelingen wollte, ihn zu tödten, so habe ich's nicht weiter versucht. Die Kleider des Herrn von Laval hatten neunundzwanzig Löcher von Kugeln. Seine Halsbinde und seine Stiefel sahen aus wie ein Sieb; seine Mütze, die auf dem Kopfe geblichen war, ist zwischen dem Schilde und dem Luche durchbohrt; der Vordertheil seines

Neberrockes hat neun Löcher; eine der Kugeln der Aufrührer hat die Brust gestreift, zwei Löcher ins Hemd gerissen, ohne auch nur die Haut zu rizen. <sup>3</sup> Tauler auffallende Erscheinungen, die sonst wohl sicher den Tod gebracht hätten, wenn nicht die mütterliche Guld Mariens in's Mittel getreten wäre; denn vom ersten Tage seiner Gefangennehmung an verrichteten seine Mut-

ter und seine Schwester eine neuntägige Andacht zur allerheiligsten Jungfrau, um für die Erhaltung eines so kostbaren Lebens zu beten.

Ihr Gebet ward erhört, denn der Sohn und Bruder war noch insbesondere durch das heilige Skapulier, das ihm der Beichtvater gegeben, als Schützling der Mutter Gottes gerwehlt.



## Die Internationale.

### Die falschen Freunde der Arbeiter.



Der bekannte französische Staatsmann Leon Gambetta, der einem Meteore gleich in dunkelster Stunde am politischen Himmel Frankreichs auftauchte und ebenso rasch verschwand, ist der Vater des geflügelten Wortes: Es gibt keine sociale Frage.

Anders sagt Leo XIII., der von Gott berufene Statthalter Christi auf Erden, der alsbald nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron die Augen der ganzen gebildeten Welt auf die „sociale Frage“ hinwies und sie in eindringlichster und klarster Weise als die brennendste Weltfrage bezeichnete.

Wer von Beiden wird recht haben? Die Antwort kann für den Katholiken und jeden ernsten Denker nicht schwer sein.

Ja, es gibt eine sociale Frage, sie ist heute Weltfrage im vollsten Sinne des Wortes. Betrachten wir sie einmal näher.

Mit Recht Klagen wir über die allgemeine Geistesverwirrung unserer Tage. Denn wirklich, hat je vorher des Menschen Geist mit sich selbst in solchem Widerspruch gestanden, wie in unseren Tagen? Darf man heute noch auf Erfolg rechnen bei der großen Masse, wenn man von jener Wahrheit spricht, die vom Himmel auf diese Erde gestiegen ist, nur um die Menschen zu erleuchten, zu veredeln, zu heben und zu stärken? Ist es leider nicht allzu wahr, daß man gerade diese Wahrheit, als die einzig

gesunde Lehre, widerlich und unerträglich findet, und sich lieber an die eiteln Hirngespinnste und die falschen Lehren anschniegt, die von Menschen nur dazu erfunden und ausgedacht sind, um andere Menschen zu betrügen, zu unterjochen, auszubenten und sie ganz und gar in den Erdenschaub, die Materie, herabzubrüden? Während dieser menschliche Geist prahlt und groß thut damit, daß er sich freiemacht von jenen Lehrern und jenen Anstalten, die Gott gewählt und Gott bestellt hat, um seine göttliche Wahrheit zu verkünden, schämt er sich keineswegs, daß er der Sklave und Spielball von menschlichen Betrügern geworden ist, die er sich selbst ausgewählt, denen er sich mit Leib und Seele überliefert, und von denen er sich jeden Luq und Trug, alle Fabeln und Märchen aufdrängen läßt.

Im Laufe der Jahrhunderte sind zwar schon schlimmere Zeitpunkte da gewesen, wo die „Wahrheit“ unter den Menschen nicht bloß „vermindert“, sondern beinahe erloschen zu sein schien; Zeiten sind gewesen, wo fanatisierende Prediger des Lügengottes unter den Völkern aufgestanden sind, und durch Wort und Lehre, gleich den vom Sturm aufgeweichten Meereswogen, die vom Gift ihrer Lüge da und dort betäubte Menge mit sich fortriffen: zu keiner Zeit aber haben sich Irrthum und Lüge in der Welt in der Gestalt gezeigt, in wel-

cher sie heute aufstreten; nie und nimmer traten sie so frei, so ungehindert und so ungebunden auf, wie eben jetzt; nie vorher hatten sie solche Mittel und Wege zur schnellen Verbreitung und allseitigen Corruption; nie vorher schienen die Volksmassen so geneigt dafür und so darauf bereit gemacht; mit einem Worte, nie hatten Irrthum und Lüge solche Umwälzungen, wie im politischen so im religiösen Gebiete, zur nothwendigen Folge, wie gerade jetzt.

Welches ist denn dieser neue Irrthum der neuen socialen Irrlehre? der moderne Irrthum ist die Vereinigung, die Ergänzung aller Irrthümer, die je die Menschen befallen, geblendet und betrogen haben; der moderne Irrthum gleicht jenem Fürsten der Finsterniß, der in sich alle Arten von nur irdenkllicher Bosheit vereinigt; er ist eine Legion von allerlei Irrthümern. Der neue Irrthum nennt sich selber *Revolution*. Faßt man diese auf nach der Organisation, die sie ihren Anhängern gegeben hat, so zerfällt sie in zwei große Klassen, von denen jede eine geheime Abtheilung und zugleich eine öffentliche Sektion in sich schließt. Zur ersten Klasse gehört die „höhere“ Freimaurerei (die von oben „francmagonnerie“ d'en haut), welche nach außen hin die sogenannte liberale Partei (den Liberalismus) erzeugt; zur zweiten Klasse gehört die „niedere“ Freimaurerei (die „von unten“, francmagonnerie d'en bas), mit welcher nach außen verbündet ist die sog. „Internationale“. Diese beiden Freimaurerei-Abtheilungen sind nach demselben Modus; beide haben auch einen und denselben Zweck in Hinsicht auf Religion; nur in Hinsicht auf sociale Ordnung sind ihre Zwecke verschieden.

Was ist nicht alles schon gesagt und geschrieben worden über die sog. höhere Freimaurerei? Wer weiß nicht, wie zu verschiedenen Zeiten und namentlich seit Ende des vorigen Jahrhunderts, die Kirche, als sorgsame Mutter ihrer Kinder,

mit Ermahnungen, Drohungen und Strafen gegen diesen finstern und mächtigen Bund aufgetreten ist! Und wo gibt es heute noch einen gebildeten, einsichtsvollen Mann, der nicht dieses Verfahren der Kirche, zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft, begriffe und guthieße! Deshalb aber auch ist die Freimaurerei, seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, immer klarer und offener, und in unsern Tagen ganz unumwunden, mit ihren antichristlichen, antireligiösen Grundsätzen und Tendenzen hervorgetreten, so daß man über ihre Natur und Bestimmung nicht mehr vom geringsten Zweifel befangen bleiben darf. Und was nun deren äußere Seite, den Liberalismus, betrifft, so sind dessen Doktrinen doch wahrhaft auch kein Geheimniß mehr: seine Organe und seine Werke und Thaten kennzeichnen ihn satfam. Darum und auch gerade darum hat in letzterer Zeit bei einer feierlichen Gelegenheit der erhabene Mund des Stellvertreters Christi, des göttlichen Lehrers selbst, eine solche unzweideutige und eine solche ernsthafte Verurtheilung gegen eben diesen Liberalismus ausgesprochen, daß kein katholischer Christ mehr dessen Grundsätze guthießen, dessen Zwecke unterstützen und fördern, noch sich dessen Namen brüsten kann.

Die niedere Freimaurerei empfängt von der höheren ihre Lehren und Grundsätze in allen religiösen Dingen; in diesem Punkte sind sie emander gleich: beide agitiren gegen alle offenbarte positive Religion. Was aber die Politik betrifft, so war der Zweck der niederen wie der höhern Freimaurerei nur eine Zeitlang einer und derselbe; erst als die niedere endlich wahrnahm, daß alle durch sie gemachten Revolutionen immer nur zum Nutzen der höhern ausliefen, sagte sie sich von dieser los, und seither verfolgt sie mit eigenen Mitteln und Kräften auch ihren selbsteigenen Zweck: nämlich die sociale Revolution, die Begründung eines Reiches des Communismus.

Großgewachsen in der Schule ihrer ältern

Schwester, organisiert wie diese, mit denselben hierarchischen Geheimnissen und Mysterien, je nach den Graden und Stufen wie diese, schuf sich die niedere Freimaurerei gerade so wie die höhere eine öffentliche Section, eine Gesellschaft nach außen, deren Mitglieder aber so lange sie noch nicht gehörig eingeschult und hinlänglich corrumpt sind, ferngehalten werden von der eigentlichen Maurer-Section und deren Geheimnissen, trotzdem sie deren gefügige, mit Leib und Leben blindlings ergebene Instrumente eben so sind, wie die Mitglieder der sog. liberalen Association, d. h., die sich gelehrt und gebildet denkenden Herren des sog. Liberalismus, „blinde Instrumente“ der höhern Freimaurerei sind.

Und gerade so wie die Logen der höheren Freimaurerei unter sich von einem Lande zum andern correspondiren und sich gegenseitig in ihren Zwecken unterstützen: so und nicht anders ist heute die öffentliche Abheilung des „niedern“ Freimaurerthums, blinde Helfershelferin der gesamten socialen Maurerei, zusammengesetzt aus Leuten aller Herren Länder, die sich die einen gegen die anderen verpflichten, zum gemeinsamen Werke auch nach allen Kräften, ohne Unterschied der Nation, einander zu unterstützen. Daher auch der Name Internationale, den sich diese Association beigelegt und unter dem sie bereits allerorts bekannt ist.

Auch in Amerika, zumal in den Großstädten unseres Landes, tritt zur Zeit die Internationale recht anmaßend auf, nachdem sie sich ihrer Niederlage in den Kulturstaaten der Alten Welt so ziemlich bewußt geworden ist. Auch findet sie hier einen verheißungsvollen Boden zu üppigem Wachstum. Schaßt ja der hier grassirende Liberalismus die geeignetste Atmosphäre für diese Giftpflanze.

Wenn wir an dieser Stelle von der Internationalen Notiz nehmen, so geschieht es weder aus Haß noch aus Furcht. Die Gottlosigkeit ihrer Wortführer, die Nothheit

ihrer Sprache, die Gemeinheit ihrer Gesinnung erregt nur Ekel und Abscheu und der Unfriede in ihrem eigenen Lager und der Uebermuth der Schwärmer und Egoisten, die sich als Wortführer brüsten, können nur das Mitleid, wenn nicht den Humor der Denkenden wachrufen. Die Schreckrufe Rebellion und Revolution werden im Munde eines Johannes Most lächerliche Phrasen und die Haranguen seines eifrigen Schülers Debs muthen wie eine Harlekinaade an. Der Löwe der Revolution ist alt geworden und während sein Brüllen zu Ende des 18. Jahrhunderts den bleichen Schrecken wachrief, verhallt es jetzt am Schlusse des 19. Säkulums als Todesröcheln. Im Krämerladen der Republik sind Ideen überhaupt eine wenig begehrte Waare und faule ganz und gar nicht haltbar.

Aber schmerzlich muß es den Menschenfreund berühren, daß der alte Wahn immer noch Tausende von irregeführten Opfern fordert, die um ihr zeitliches Glück, um ihre ewige Seligkeit betrogen werden. Um der armen, erst verführten, dann entrechteten Arbeiter-Welt willen waltet die Kirche ihres Erlösungs-Amtes, ruft und warnt und lehrt der oberste Hirte, der immerfort der erste und oberste Schirmvogt der Arbeiter war. Kirche und Papst entsprechen ihrem Berufe im neunzehnten Jahrhundert, wie sie es im ersten und allen nachfolgenden gethan haben und stets thun werden.

Wer die Organe der Internationale liebt, kann es zwischen den Zeilen herausfinden, daß es den demagogischen Wortführern nicht so sehr um Besserung der Lage der Arbeiter zu thun ist, als um Losreißung derselben von Gott, von Christus und von der Kirche. Deshalb dieser von allen Seiten triefende Hohn und Haß gegen Gott, deshalb dieser unflätige und feige Spott und Geißel gegen Christus, darum so viele Lügen und Verleumdungen gegen die Kirche und Alles, was kirchlich ist.

Man sollte meinen, es bedürfe nur der Gottesleugnung, des Hasses gegen Chri-

flus, der Vernichtung der Kirche, um das Arbeiter-Genus aus der Welt zu schaffen. Sind die Arbeiter so dankbar, daß sie diese gemeine Kampfweise nicht verstehen und begreifen, oder sind sie so dickhäutig und unwissend, daß sie sich der Lügen der Demagogen nicht bewußt werden. Kein Wunder, daß der moderne Arbeiter die Achtung vor seinem eigenen Stande verliert und zuletzt an sich selber irre wird.

Wollt ihr vergessen, christliche Arbeiter, daß Euer Stand von Gott selbst gegründet ist?

Der Arbeiter-Stand ist nach dem ersten Sündenfalle, im Grunde genommen, der allgemeine Stand der gesammten Menschheit. Denn Gott hat zu Adam gesprochen: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, bis du zur Erde wiederkehrst, von welcher du gekommen bist;“ und galt dieß von unserm Stammvater, so gilt es auch für alle seine Nachkommen. Daher schreibt auch der heilige Apostel Paulus: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.“

Euer Stand umfaßt daher das ganze Menschengeschlecht, ist so alt, als das Menschengeschlecht, ist von Gott selbst eingesetzt, ist in der heiligen Schrift des alten und des neuen Bundes geboten, und festgesetzt.

Es kommt ihm daher kein anderer Stand an Alter und Allgemeinheit gleich.

Der Arbeiter-Stand ist die unentbehrliche Grundlage für das Dasein und für den Fortbestand des Menschengeschlechtes; denn in dem Augenblicke, wo die Arbeit aufhören würde, müßten die Menschen auch aufhören zu essen, und folglich auch zu leben. Es kann daher auch kein anderer Stand ohne den Arbeiter-Stand fortbestehen. Er ist daher aus allen Ständen der nothwendigste Stand.

Der Arbeiter-Stand ist es, welcher es nicht nothwendig hat, sich auf einen andern Stand zu stützen, sondern in sich selbst besteht, sich selbst nährt, sich selbst erhält, während alle übrigen Stände auf ihn angewiesen sind. Er ist also der selbstständigste Stand, der keinem andern zur Last fällt.

Der Arbeiter-Stand ist es, welchen Gott vor allen gesellschaftlichen Ständen ausgezeichnet, und auf das Höchste geehrt hat.

Und wer hat den Arbeiterstand mehr geehrt als Christus?

Denn der Sohn Gottes wollte, als er die menschliche Natur annahm, um das Menschengeschlecht zu erlösen, in dem Arbeiter-Stand seine Wiege haben, mit seinen göttlichen Händen dessen Werkzeuge und Arbeiten heiligen, den größten Theil seines gottmenschlichen Lebens auf Erden, dreißig volle Jahre, in demselben zubringen; so daß er allgemein für den Sohn Joseph's, eines Zimmermannes, gehalten wurde. Aus eurem Stande hat der Herr seine Apostel gewählt, welche die Träger seiner Vollmachten, die Ausspänder seiner Gnaden, die Fortpflanzler seines Erlösungswerkes, die Grundsäulen seiner Kirche, seine Stellvertreter auf Erden, einst mit ihm auf eben so vielen Thronen im Himmel sitzen, und die Richter über das Menschengeschlecht werden sollten. Welcher andere Stand in der bürgerlichen Gesellschaft kann sich einer solchen Auszeichnung und einer solchen Ehre rühmen?

Der katholische Glaube lehrt den Arbeiter noch mehr. Nach seiner Lehre ist der Arbeiter, wie der größte Monarch der Welt und wie der Papst, auf gleiche Weise ein Kind Gottes und der heiligen Kirche, auf gleiche Weise berechtigt, an allen Gnadenmitteln und Erlösungsschätzen Jesu Christi Theil zu nehmen auf gleiche Weise, wie alle Andern, von Gott und von seiner Kirche geliebt, und geehrt. Der heilige Glaube gewährt, und sichert dem Arbeiter, wie jedem andern Menschen, seine Menschenrechte, seine Christenrechte, seine persönlichen Rechte, seine gesellschaftlichen Rechte, und schützt ihn gegen jede Ungerechtigkeit nach allen Seiten hin, und befiehlt mit unererschütterlicher Strenge und Unparteilichkeit Jedermann, weissen Standes und Ranges er sein mag, den Arbeiter als seinen Bruder anzuerkennen, und als solchen zu behandeln. Daher verkündete schon der heilige Apostel Pau-

lus das Gesetz durch die Welt: „Da ist weder Sklave noch Freier—; denn ihr Alle seid eins in Jesus Christus“; und: „Da ist weder Barbar und Scythie, noch Knecht und Freier, sondern Alles und in Allen Christus.“

Diesen Gesetzen des Glaubens gemäß wurde der Arbeiter, wie es die Geschichte aller Zeiten bezeugt, überall, wo der wahre Glaube herrschte, nicht als Fremdling, nicht als Sklave mit Verachtung und Grausamkeit, sondern als freies und ebenbürtiges Kind Gottes mit Achtung und Liebe behandelt, nicht bloß im Innern des Herzens und mit der Zunge, sondern in der That und Wahrheit durch alle Verhältnisse des Lebens. Der Arbeiter-Stand nahm in der wahrhaft christlichen Gesellschaft allzeit und überall die ihm gebührende Stellung ein.

Das ist die Lehre und das Gesetz des Glaubens, und nach dieser Lehre und nach diesem Gesetze hat die katholische Kirche allzeit und überall gehandelt.

Was war der Arbeiter-Stand, wo die katholische Religion nicht herrschte? Überall und allzeit ein Sklaven-Stand, das heißt, ein Stand von Menschen, welche nicht als persönlich selbstständige Wesen, sondern nur als Sachen angesehen, und behandelt werden, und keine Würde, sondern nur einen Marktpreis besitzen. Wo die katholische Religion fehlte, fehlte es niemals an Despotismus, an der Gewalt des Stärkeren; der Despotismus führte die politische Sklaverei, die politische Sklaverei führte die bürgerliche und häusliche Sklaverei mit sich. Je gebildeter die Völker waren, desto mehr verachteten sie die Fremden, nannten sie Barbaren, Feinde, Sklaven, und behandelten sie als solche, wenn sie in ihre Gewalt kamen. Eben so hielten es alle Völker, welchen die wahre Religion fehlte, für recht, die Kriegsgefangenen als Sklaven zu behandeln, weil man das Recht zu haben glaubte, sie auch zu tödten.

Diese drei Ursachen bewirkten, daß es bei allen Völkern immer Sklaven gab. Selbst

im Volke Israel gab es fremde und einheimische Sklaven. Bei den aufgeklärtesten Nationen des Alterthums, bei den Griechen und Römern, gab es nur zwei Menschenklassen, Freie und Sklaven; und je üppiger und prunkvoller sich das Leben gestaltete, desto höher wuchs die Zahl der Sklaven im Staate und in den einzelnen Familien, und stieg zuletzt in's Unermeßliche. Die Sklaven hatten die Freien zu bedienen, die Hausarbeiten zu verrichten, die Handwerke zu besorgen, und sogar verschiedene Künste zu betreiben. Die Sklaven des Staates wurden zu den öffentlichen Arbeiten verwendet. Der ganze Arbeiter-Stand war ein Sklaven-Stand.

Und wie ist es in neuester Zeit gekommen, daß der Arbeiterstand entehrt und entrechtet wurde?

Zuerst ist der Staat konfessionslos, religionslos, gottlos geworden; dann hat er euch aus der Gesetzgebung und von der Gesetzgebung ausgeschlossen, eure Innungen aufgehoben, die Gewerbefreiheit und die Wucherfreiheit eingeführt und euch schutzlos der Willkür der Selbmächte preisgegeben. Zuerst ist das bürgerliche Leben und das Familienleben entrechtlich worden; dann hat man euch vom Bürgerthume und von dem Familienleben ausgeschlossen, indem man euch Tisch und Wohnung sowie die häusliche Gemeinschaft verweigerte, und euch nur mehr als Lohnarbeiter behandelte und so auch von dieser Seite der Habsucht der Selbmächte überlieferte. Zuerst hat die Gvillosigkeit in den sogenannten gebildeten Ständen sich festgesetzt; dann hat man dieselbe auch euch eingepflanzt, damit ihr euch nimmer auf die Gesetze der Religion zu eurer Vertheidigung gegen eure Feinde berufen könnet und in eurem Glende auch von Seite der göttlichen Religion keine Stütze und keinen Trost mehr findet. Nach allem dem seid ihr geknechtet, und ist euer Stand als Stand rechtlos geworden, für den es kein Gesetz mehr gibt, und um den sich nur noch das Interesse bekümmert, um ihn für sich bis auf das Blut

und Markt auszubeuten, und dann seinem Verderben zu überlassen. Auf diesem Wege seid ihr geworden, was ihr seid. Das seid ihr ohne die katholische Kirche, und das bleibt ihr, wenn euch die katholische Kirche nicht rettet, wie sie euren Stand zu allen Zeiten gerettet, und geschützt hat; denn Niemand in der Welt hat sich jemals eures Standes angenommen, als die katholische Kirche.

Euer Stand hat zu verschiedenen Zeiten Alles versucht, was immer auch ihr versuchen könntet, um sich zu helfen, um sich zu retten. Es war Alles umsonst. Er hat zur Wissenschaft und Bildung gegriffen und sich in allen Künsten geübt, wie einst zu Rom und Athen, und ist Sklave geblieben. Er hat sich gegen die Unterdrücker verschworen; er hat sich Führer gewählt; er ist in Massen aufgestanden; er hat die Arbeit versagt; er hat sich gegen den Staat empört; er hat blutige Kriege geführt; er hat die Regierung an sich zu reißen gesucht. Alles war vergebens; er ist Sklave geblieben, bis sich die katholische Kirche seiner angenommen hat.

Wahrlich nicht der Glaube, sondern der Unglaube, der Abfall vom Glauben, hat die Arbeit entehrt und entredet; nicht das Christenthum, sondern das Anti-Christenthum, das Neu-Heidenthum, hat die Weiße Sklaverei geschaffen; nicht die Kirche, sondern der Liberalismus, hat die Arbeiter-Misere verschuldet; nicht der Katholizismus, sondern das getaufte und ungetaufte Judenthum hat den Kultus des Goldenen Kalbes gelehrt und das Proletariat dem Moloch geopfert.

Man haßt das Kreuz, weil es das Symbol der freiwilligen Selbstopferung und Armuth ist; man feindet die Kirche an, weil sie Entfagung und Opfer lehrt; man verfolgt den Glauben, weil er eine ewige Gerechtigkeit predigt und über dem Dunkel der Erde das Reich der Seligkeit zeigt.

Man raubt dem Arbeiter den Himmel, um ihn dem irdischen Leben zu überliefern, ohne doch der thierischen Genußsucht Mittel der Befriedigung schaffen zu können.

Wohl befinden sich dabei nur die Schwärzer und Führer. Sie sind die Schmarotzer des Progenthums das sie angeblich bekämpfen, die Lakaien politischer Streber, denen sie das Stimmen-Material verkaufen und noch Keiner der amerikanischen Genossenschafts-Könige ist von seinem Piedestal gestiegen oder gestürzt worden, ohne daß man ihn schließlich als Verräther und Judas seiner Genossen beschimpft und gebrandmarkt hätte, von den Tagen des zungenfertigen Powderly an bis auf den Schluß der jüngsten Tragi-Komödie in Pennhsylvanien.

Arbeiter! Wenn ihr euch der schmutzigen, gotteslästerlichen, anarchiistischen Heß-Wische nicht schämt, die euch in die Hand gedrückt, ins Haus gebracht werden, dann betrachtet doch einmal die genießenden Genossen, die wie Blutegel an eurem Gewissen, an eurem Glücke zehren.

Sind die Herren der „Internationale,“ die Förderer und wirklich „Singeweiheten“ nicht befeelt von einem unverzeihlichen, wahrhaft teuflischen Haß gegen das Christenthum und namentlich gegen die katholische Kirche? Sie leugnen nicht bloß die Gottheit des Heralandes, sondern auch das Dasein eines heiligen und gerechten und weltregenden Gottes; sie glauben nicht mehr an die Unsterblichkeit der Seele und verwerfen folgerichtig die Moral und das Gewissen. Im Delirium ihrer Gottlosigkeit und in der Raserei ihres Gotteshasses wagen sie es sogar, denjenigen ihrer Verführten, die schon gehörig von der Schlechtigkeit angegriffen sind, zuzurufen „Gott ist das Uebel! Dieu c'est le mal.—Satan ist der Typus, das Vorbild der Menschheit, so wie die moderne Idee und die nach Freiheit schmachtende und jeden religiösen und politischen Druck von sich wälzende Menschheit es sich wünscht und vorstellt!“ Schrecklich aber wahr! Zuerst also—keinen Gott mehr, keine Kirche mehr und—fort mit den Priestern! Dann aber: weg

mit jedem Eigenthum und *K r i e g* gegen das persönliche Kapital!

Hier gilt aber das Wort, das Bischof Ketteler an die Arbeiter richtete: „Wer gibt dem Arbeiterstand die Garantie, daß diese Führer und Leiter nicht ihre Verführer und Betrüger werden, wenn sie keine Religion haben? Eben diese Führer reden beständig davon, wie die großen Kapitalisten oft den Arbeiterstand für ihren Egoismus unbarmherzig ausbeuten. Aber diese Arbeiterführer sind selbst Menschen von derselben Natur, wie die Kapitalisten sie haben. Wenn ein Mensch, der die Macht des Kapitals zu seiner Verfügung hat, seine Arbeiter rücksichtslos zu seinem Vortheile ausnützt, sofern er ohne Religion und ohne Gott ist; wer gibt diesen Arbeitern die Gewißheit, daß nicht auch ein sogenannter Volksfreund und Volksführer sie ebenso ausbeuten werde lediglich zu seinem Interesse, wenn er ein gewissenloser, ein gottloser, Mensch ist? Gerade wie die Geldmacht sie ausgebeutet hat, so werden solche Volksführer sie ausbeuten, so lange sie das Christenthum verachten, ja von Haß dagegen erfüllt sind.

Ihr seht es ja vor euren Augen, wie immer wieder unter diesen Männern, die sich an die Spitze der Arbeiterbewegung stellen, periodisch die heftigsten Kämpfe ausbrechen, was im gegenwärtigen Augenblick eben wieder der Fall ist; wie sich dann diese Männer gegenseitig all' die Selbstsucht vorwerfen, die sie noch eben den Kapitalisten vorgeworfen haben. Das kann auch nicht ausbleiben. Ohne Religion verfallen wir alle dem Egoismus, wir mögen reich oder arm, Kapitalisten oder Arbeiter sein, und beuten unsere Nebenmenschen aus, sobald wir die Macht dazu haben.“

Hütet euch also vor diesen Lucifer-Brüllern!

Sie zehren auch von eurem Glücke! Die „Internationale“ forumpirt die Arbeiter, deren Herz sie vergiftet. Sie sucht euch mit eurem Loosje unzufrieden zu machen, eure Mühen euch zu vergällen; die Vortheile der andern Stände zu übertreiben, jeden

rechtmäßig erworbenen Besitz euch als eine Ungerechtigkeit darzustellen, welcher ihr als Opfer fallen werdet. Da bemüht sie sich, in euch die Flammen des Neides zu entzünden, und mit dem Neide die Abneigung gegen alle diejenigen, welche Vermögen, welche Autorität, welche irgend einen Vorrang besitzen.

Mit Haß vergiftet sie das Herz des Arbeiters, ehe sie seinen Arm mit der zerstörenden Waffe rüstet; Aufruhr säet sie aus in die Geister, um daraus die Revolution zu ernten; denn *R e v o l u t i o n* allein soll die Frucht ihrer Bemühungen sein.“

Rebellion und Revolution predigte neulich erst Johannes Most ganz frech und frei. Doch war das Blut, das nach der speech verzapft wurde, ein kläglich gepantchter Gerstenjaß! Das Meckern des alten Löwen macht nur noch die Lachmuskeln zittern.

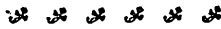
Die „Internationale“ entzieht den Mann seiner Familie und untergräbt den häuslichen Frieden. Das Mitglied der Genossenschaft muß doch abends in die meetings und daß da ein gut Theil des sauren Tagelohnes draufgeht, das beweist der Eifer, mit dem gewissenlose Wirthe um die Gunst der Versammlungen buhlen, die ekelhafte Weise, in welcher Interessen-Prozen mit den dürftigen Conjumenten fraternisiren! Was von Geld aber da den geschwollenen Magnaten in die Taschen fließt, macht die Lage der Familie nur noch dürftiger und elender. Der Arbeiter selbst bringt zu später Stunde nichts nach Hause, als eine leere Tasche, ein wüstes Herz und einen öden Kopf!

Die „Internationale“ hat auch ihre Märtyrer. Aber es sind nicht die armen Verführten, die von den Anführern—wir erinnern hier an Raoul Rigault, den obersten Exekutiv-Beamten der Pariser Commune, dessen Frühstücks-Rechnungen im Hotel „Freres Provencaux“ einem Prinzen Kopfwisch gemacht hätten und an den heldenhaften Johannes Most, von dem erzählt wird, daß er sich vor den Spähern des Gesetzes unter's Bett verkroch—ins Feuer geschickt



werden; es sind auch nicht die gerichteten Lasterhuben von der Sorte „Nawachol“; nein; es sind die armen Frauen, die darbenenden Kinder der Mitglieder, die mehr als durch den Druck des Kapitalismus durch die brutale Faust der „Internationale“

gebeugt werden. Sie sind die Märtyrer der sozialen Frage; ihnen gebührt die Sympathie jedes warmen und menschlich fühlenden Mannes, ihnen die Liebe der Kirche, die mit dem Herzen einer Mutter über das Leben eines jeden ihrer Kinder wacht.



## Ein Vorschlag.

Verehrliche Redaktion der  
Kunbschau!



Es ist in Zeitungen und öffentlichen Versammlungen von Katholiken, ebenso wie von der Kanzel aus so oft und mit großer

Nachdruck darauf hingewiesen worden, daß die Erhaltung und Festigkeit des Glaubens zum großen Theile von der Presse abhängt, und es läßt sich nicht leugnen, daß der größte Theil des Publikums seine Ansichten und Grundsätze aus den Pressezeugnissen schöpft. Da nun die Mehrzahl dieser Erzeugnisse von religiösen Grundsätzen ausgeht, die mit unserem katholischen Glauben in unlöslichem Widerspruch stehen und sich nicht scheul, die letzten Konsequenzen aus diesen Grundsätzen zu ziehen, so ist der Einfluß derselben auf Katholiken ein verderblicher.

Will aber ein Priester für seine Gemeinde oder Sodalität, oder ein Vater für seine Familie sich katholischen Lesestoff verschaffen, so findet er große Schwierigkeit, das Gewünschte sich zu verschaffen, weil Passendes entweder gar nicht im Markte ist, oder nur in ungenügender Zahl. Dabei wird zugleich über Vernachlässigung und Zurücksetzung katholischen Talentes geklagt und nicht ohne Grund, denn die Verleger wollen das Risiko für katholische Schriften nicht übernehmen.

Eine weitere Schwierigkeit ist der Kostenpunkt. Katholische Schriften und Werke sind den Leuten zu theuer, und der hohe Preis verhindert sie zu kaufen.

Auf diese Weise finden wir uns einem all-

gemeinen anerkannten Bedürfnisse gegenüber, dessen Befriedigung, wir können geradezu sagen, unmöglich ist.

Gibt es keine Abhilfe? Nach meiner Ansicht eine sehr leichte und vollkommen zureichende.

Vereinigung ist Kraft. Und was dem Einzelnen oder einer Anzahl von Verlegern nicht möglich ist, das ermöglicht ein **Preßverein**. Wir haben religiöse, sociale, musikalische Unterstützungs- und andere Vereine, warum nicht auch den wichtigsten und folgenschwersten einen Preßverein.— Ist ein solcher möglich?!

Wir zählen in den Vereinigten Staaten etwa 3,000,000 deutscher Katholiken, eine Zahl, die eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist. Drei Millionen bedeuten etwa 600,000 Familien. Würde nun ein deutscher katholischer Preßverein gegründet und die Mitwirkung des deutschen Klerus gesichert, so könnten sicher von je zehn Familien eine für den Preßverein gewonnen werden, also etwa 60,000 Mitglieder.

Die Constitution des Preßvereines denke ich mir folgendermaßen:

1. In irgend einer Stadt, die eine bedeutende Anzahl von deutschen Katholiken hat, wird der Verein gegründet (erst durch den Hochw. Klerus und keine Anzahl von hervorragenden Laien). Die Katholiken werden zum Eintritt eingeladen.

2. Jedes Mitglied bezahlt \$3.00 jährlich. Für diesen Beitrag erhält dasselbe katho-

liche Schriften und Bücher zu demselben Betrage.

3. Die Publikationen beginnen, sobald der Verein 1,000 Mitglieder zählt.

4. Die zu veröffentlichenden Schriften und Werke werden durch ein Preßbureau bestimmt, das durch die Mitglieder erwählt wird. (Bei weiterer Ausbreitung des Vereins durch Delegaten, die von dem Staats-Vereine gewählt sind.)

5. Alle Veröffentlichungen werden im Selbst-Betrieb hergestellt, und den Mitgliedern zum Kostenpreise geliefert. Nicht-Mitglieder haben den gewöhnlichen Ladenpreis zu bezahlen.

6. Mit der Zahl der Mitglieder wächst die Zahl der jährlichen Drucke, und jedes Mitglied hat zum Anfange des Jahres zu bestimmen, welche unter den angebotenen Werken geliefert werden sollen. Betragen die Kosten der bestellten Lieferungen mehr als \$3.00, so hat das Mitglied den Mehrbetrag zu vergüten.

7. Die Veröffentlichungen sollten sein: a) populär gehaltene Abhandlungen über religiöse und Zeitfragen, ähnlich dem Frankfurter Broschüren-Cyclus, b) katholische Romane und Novellen, c) populär wissenschaftliche Werke in Monatslieferungen. Als Regel müssen es Original-Arbeiten von Katholiken sein, die für ihr Manuscript ein anständiges Honorar erhalten. Die Annahme oder Zurückweisung der angebotenen Arbeiten ist Sache des Preßbureau's.

8. Nichtkatholiken können Ehrenmitglieder werden und die Werke und Schriften unter denselben Bedingungen, wie aktive Mitglieder erhalten, haben aber kein Stimmrecht und können nicht in den Verwaltungsrath gewählt werden.

Diese Grundregeln können ausgearbeitet und nach Bedürfnis erweitert werden. Sobald 1,000 Subscribenten gesichert sind, liegt der Publikation kein finanzielles Bedenken im Wege, und es wäre doch höchst traurig, wenn in diesem großen Lande nicht einmal 1,000 Mitglieder gewonnen wer-

den könnten. Nehmen wir die oben 7. a) angebeuteten Monatsflugschriften als Ausgangspunkt, so könnte schon sehr viel Gutes geleistet werden durch Abhandlungen, die dem Leser erlauben, in Controversfragen und dergl. ein vernünftiges Urtheil sich zu bilden und mitzusprechen.

Sollte die Zahl der Mitglieder zu den Anfangs erwähnten 60,000 oder darüber anschwellen, so wäre es an der Zeit an die Herstellung einer Tagespresse zu denken, und es wäre kein Grund vorhanden, parteilos zu sein, denn eine Zeitung könnte die Ansichten der einen politischen Partei vertreten, die andere die der andern. Der Glaube zwingt uns in keine politische Partei, wohl aber verpflichtet er uns, alle Fragen vom Standpunkt katholischen Glaubens- und kath. Moral aus zu beurtheilen und demgemäß zu handeln.

Die Vorbereitungs-kosten für Gründung des Vereins müßten aus freiwilligen Gaben bestritten werden, wären aber nicht sehr bedeutend. Ebenso müßte man sich für das erste Jahr auf unentgeltlich gelieferte Manuscripte verlassen. Aber gibt es nicht Priester genug, die gewandt in der Feder und zugleich für den Zweck begeistert, sich dieser Arbeit um Gotteslohn unterziehen würden, und gibt es nicht Laien genug, die dem guten Zwecke ein paar Dollars opfern würden? Ich bin überzeugt davon.

Könnte nicht z. B. Buffalo die Sache in die Hand nehmen, und dadurch sich als ein Centrum katholischen Eifers und Lebens documentiren?

Der Tag der Gründung eines solchen Vereines würde an Wichtigkeit die Gründung einer neuen Gemeinde oder Weihe einer Kirche weit aufwiegen.

Rev. Pius N. Mayer, O. C. C.

Halbes Wissen wendet von Gott ab; wahre und eigentliche Wissenschaft führt zu Gott hin.

Gott braucht uns nie, aber für einen Tag, an dem er Gott braucht.

## Ein deutsch-amerikanischer Ton-dichter.

Rev. Ludwig Bonvin, S. J.



Wir erachten es als ein Gebot der Pflicht und der Ehre, an dieser Stelle auch der hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu gedenken, durch welche sich Deutsch-Amerikaner verdient und namhaft gemacht haben. Wenn künftighin von den deutschen Ton-dichtern Amerika's die Rede ist, sollte der Name von Rev. L. Bonvin, S. J., zuerst genannt werden. Denn sein Träger steht in allererster Reihe der Componisten in den Ver. Staaten, seine Werke haben selbst die kritische Anerkennung der ersten Autoritäten in Europa gefunden und die vornehmste Musikalien-Verlagshandlung der Welt gibt seine Schöpfungen in würdiger Ausstattung heraus. Daß der Name des gefeierten Künstlers trotzdem noch nicht in die eigentlichen Volkskreise gedrungen ist, wird dadurch erklärt, daß der Autor in der geheiligten Stille des Klosters lebt und seine Muse sich der edelsten und schwierigsten Musik-Gattung, der Kammer- und symphonischen Musik vorzüglich zugewendet hat. Und hier hat er mit genialer Fruchtbarkeit geschaffen und viele seiner Werke zieren die Repertoires der berühmtesten Symphonie-Orchester. Sein Genius bewegt sich nicht im Rahmen einer in sich abgeschlossenen Schule, sondern leistet Ureigenes, Originelles, voll großer Gedanken und von klassischer Formvollendung.

Rev. Ludwig Bonvin wurde am 17. Februar 1850 in Siders, einem romantisch gelegenen Marktflecken im Kanton Wallis in der Schweiz geboren. Sein Vater stammte aus der Kantons-hauptstadt Sitten, hatte sich aber nach seiner Verheirathung mit Maria Rainer aus München als Arzt in obengenanntem Städtchen niedergelassen. Im Besitze einer schönen Tenorstimme sang er gern und oft. So wurde des Soh-

nes Sinn frühzeitig auf die Musik gelenkt, und bald ertönte auf Orgelbühne und im Familientheatre lieblicher Zwieselfang. In Sitten, wo der Knabe das Gymnasium bezog, wurde er im Klavierspiel von einem zwar tüchtigen aber im Stundengeben nachlässigen Musiker unterwiesen; obwohl drei volle Unterrichtsstunden wöchentlich festgesetzt waren, erhielt der Schüler deren nur einige wenige im Jahre. Nach zwei oder drei Jahren wurden deshalb die Klavierstunden ganz aufgehoben. Dieselben sind der einzige Musikunterricht, den P. Bonvin in seinem Leben erhielt. Zu seinem befriedigenden Klavierpieler konnte ein derartiger Unterricht nicht führen, um so weniger als der Gymnasiast in einem Kosthaus kein Instrument hatte, und bei einer verwandten Familie üben mußte, die er nicht mit Tonleitern und Stücken zu quälen wagte. Das Erlernte diente ihm jedoch später als Hilfsmittel zum Studium der Musikliteratur und zur Leitung von Gesangschören. Schon im Alter von 16 Jahren gründete und dirigierte er in Siders während der Ferienmonate einen kleinen Chor von erwachsenen Herren und Damen; mit denselben gab er gelegentlich kleine Konzerte im Salon des Grafen de Courten, Vaters des jetzigen Obersten der päpstlichen Schweizergarde. Am Gymnasium selbst hielten ein aus Mitschülern bestehender Chor und ein Quartett, die er ebenfalls ins Leben gerufen hatte, wöchentliche Proben unter seiner Direktion ab. Später reiste er zweimal monatlich von Sitten nach Siders, um dort des Sonntags einen Kirchenchor zu leiten. In der Familie mußten in den Ferien Vater, Onkel, Tante und Schwestern Rollen in von ihm eingerichteten Operetten übernehmen. Anregung dazu hatte er in Sitten durch die Aufführung von Mehul's Oper

„Joseph“ erhalten, in welcher er den Benjamin gesungen.

Nach Beendigung der Gymnasialstudien mußte eine Berufswahl getroffen werden. Obwohl keine Neigung zur Medizin in sich fühlend, wählte der Abiturient die Laufbahn seines Vaters und bezog die Universität zu Wien. Neben dem Secirf. wurden natürlich auch Oper und Concert nicht ignoriert; durch Lesung anti-wagnerischer Schriften mit Vorurtheilen erfüllt, mied er jedoch, zu seinem späteren Bedauern, principiell wagnerische Aufführungen. Erst gegen Ende seines Wiener Aufenthaltes stimmte ein im Volksgarten zufällig beim Durchgehen gehörtes Orchesterstück ihn um. Nun hätte er gern Wagner gehört; aber es war zu spät: Gesundheitsrückfällen zwangen ihn bald darauf, nach seinen heimathlichen Bergen zurückzukehren, und da gab es weder Lammhäuser noch Nibelungenring. Als der Gesundheitszustand sich gebessert hatte, kam ihm an einem schönen Frühlingstage plötzlich der Gedanke, Etwas zu komponiren. Harmonielehre hatte er nicht studirt; Umsetzungen von gemischten Chören in Männerchor und derartige Arbeiten hatten ihm indessen einige Routine beigebracht. Es entstand so die erste Komposition, „Das Vöglein“, ein Lied, in dessen Klavierbegleitung schon jene Polyphtonie und jene wechselreiche Harmonik sich zeigen, die in späteren Liedern von der Kritik hervorgehoben wurden. Das Lied wurde seither dem Op. 13 einverleibt.

Im Jahre 1874 wendeten sich Bonvin's Gedanken langsam aber stetig dem religiösen Berufe zu und nach einer Reise durch Italien, um noch einmal etwas von der Welt und zwar das Edelste derselben, ihre Kunstwerke, zu sehen, begab er sich nach Holland ins Noviziat der deutschen Jesuiten. Im dritten Jahre seines Ordenslebens fiel ihm neben den gewöhnlichen Studien das Amt des Organisten und Chordirigenten zu. Eine halbe Stunde wöchentlich konnte er auf das Harmoniumspiel verwenden, um die Gesangsproben

und den sonntäglichen Gottesdienst vorzubereiten. Da faßte er den Entschluß, diesen Mangel an Uebung durch theoretisches Studium zu ersetzen; jedoch konnte er wegen der genau vorgeschriebenen Studienordnung durchschnittlich nur etwa zehn Minuten täglich hierauf verwenden. Am Ende des Jahres war nichts desto weniger Richters Harmonielehre durchstudirt. Später fand er in der Bibliothek eines andern Ordenshauses eine Lehre des Contrapunktes, die er unter ähnlichen Umständen durchnahm. Nach beendigten dreijährigen philosophischen Studien sehen wir ihn im Kolleg Stella Matutina zu Feldkirch, Oesterreich. Da bot sich Gelegenheit, die Kirchenmusik des 16. Jahrhunderts, welche er bisher nur aus Partituren kannte, in guten Aufführungen zu hören. Allein nach einem Jahre vertauschte er schon die herrliche Alpengegend mit England, wo die deutsche Ordensprovinz damals ein Haus für Studierende der Theologie besaß. Die Studien dauerten vier Jahre, während welcher P. Bonvin den Kirchenchor der Ordensgemeinschaft leitete. Gegen Schluß dieser Zeit lernte er die Klavierauszüge von Wagner's Musikdramen kennen. Eine neue löhnende Welt voll ungeahnter Kraft, Fröhlichkeit und Intensität schloß sich ihm in den Seiten auf. Die Kompositionslust wurde angeregt; es entstand neben kleineren Chören die erste Messe (in hon. Ludovici). Eine zweite wurde im folgenden Jahre unter eigenthümlichen Umständen im sogenannten Tertiat komponirt. Eine der Uebungen der in diesem letzten Probejahre sich befindenden Religiosen besteht in einer sieben-tägigen Hilfeleistung in der Klosterküche. Um nun auch den Geist bei diesen materiellen Arbeiten zu beschäftigen, legte sich unser Tertiarier ein Kyrie, Gloria und bald eine ganze Messe im Kopfe zurecht. Jeden Abend in einer arbeitsfreien halben Stunde schrieb er dann das Ausgedachte nieder; am Ende der Woche lag die Missa in hon. B. Berchmans fertig da.—Am 31. Juli 1887 landete P. Bonvin in New York.

Seither ist er am Canisius Kollegium zu Buffalo als Chor- und Orchesterdirigent thätig. Hier entstanden die meisten und besten seiner Kompositionen; hier bildete er sich, durch verschiedene günstige Umstände unterstützt, zum eigentlichen Fachmusiker aus. Von einer Orchesterprobe zurückkehrend schien es ihm eines Tages, daß er der vorgeführten Musik einigermaßen Ähnliches auch zustande brächte; er setzte sich hin und schrieb in einem Zuge die ziemlich vollständige Skizze zu seinem ersten Orchesterwerke, nicht ohne sich hänge zu fragen, wie es wohl, vom todtten Papierblatt in's tönende Orchesterleben versetzt, klingen möge; denn er hatte damals noch keine Instrumentationslehre in Händen gehabt. Die fertiggestellte Komposition legte er dann dem Dirigenten des Buffaloer Symphonie-Orchester mit der Bitte um ein aufrichtiges Urtheil vor. Dirigent Lund erbot sich freundlichst, das Stück vom Orchester in einer Probe durchspielen zu lassen; das Resultat war die Aufführung der Tondichtung „In gehobener Stimmung“ im nächsten Orchesterconcert am 16. Februar 1891. Seither hat P. Bonvin die bewährtesten Lehrbücher der Instrumentation durchstudiert und dabei die Befriedigung gehabt, im Wesentlichen nur bestätigt zu finden, was er sich bei den Orchesterproben selbst abstrahirt hatte. Ein zweites Orchesterwerk, Ballade, Op. 25 wurde am 21. Jan. 1892; Festszug, Op. 27, am 14. Mär 1895; Erinnerungen, Op. 31, im Jahre 1896 vom Buffaloer Symphonie-Orchester aufgeführt.

Von P. Bonvin's Werken sind bislang 32 in Druck erschienen, die kirchlichen bei Pustet in Regensburg, Schwann in Düsseldorf und Jos. Fischer in New York, die weltlichen bei der Wellfirma Breitkopf und Härtel in Leipzig. Beim Ueberschauen der sie betreffenden Rezensionen staunten wir über die uns bisher unbekannt Menge der anerkennenden Urtheile; eine Blüthenlese aus denselben scheint uns der geeignetste Abschluß dieser biographischen Skizze und

die interessanteste Beleuchtung der Bedeutung des Tondichters. P. Bonvin's Richtung und Kompositionsweise werden in Folgenden treffend gezeichnet: „Aus allen mir bekannten Werken des talentvollen Komponisten spricht das Verstreben, langweilige, ausgetretene Pfade zu meiden und schwungvolle, dem Texte entsprechende Gebilde zu schaffen.“ (Stehle, im Chorwächter) „Bonvin schreibt im modernen Stile, gewandt, melodios, gefällig, und trifft den kirchlichen Ton.“ (Elsä. Säcilia.) „Der Werth seiner Kompositionen liegt nicht auf der Oberfläche; aber wer einmal angefangen hat, sich in diese Musik zu vertiefen, wird bald den geistvollen Kern derselben erkennen; aus dem Felsgestein wird ihm ein klarer Biederquell entgegenprudein, dessen zaubervollem Einfluß er sich mit immer mehr sich steigendem Genuße hingeben wird.“ (Joh. Selbke, in Buffalo Volksfreund).

**Kirch en m u s i k :** „Bonvin's Missa in hon. S. Ludovici, und M in hon. B. Berchmans sind mir sehr sympathisch; sie sind sehr wirkungsvoll, würdig, schwungvoll. Die Wirkung wird bei entsprechendem Vortrag eine sehr erhebende sein. Bonvin ist ein gewandter Komponist von sehr gutem Geschmack und viel Talent.“ (Stehle, Chorwächter.) „Die theils polyphon, theils homophon gehaltenen Cantus Sacri, Op. 5, gehören sowohl hinsichtlich des melodischen Inhalts, als der contrapunktlichen Gestaltung nach zu den besten und schönsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kirchenmusik.“ (Literaturblatt für kath. Erzieher.)

**W e l t l i c h e M u s i k :** Das Musikalische Wochenblatt in Leipzig hebt den „sehr guten Eindruck“ hervor, den die Drei Tonbilder für großes Orchester, Op. 12, machen, und deren „treffliche Instrumentation, geschickte Behandlung und Ausnutzung des motivischen Materials.“ Bei Gelegenheit der Aufführung der ersten Nummer aus demselben Werke nannte der „American Musician“ diese

Komposition die mit Meisterhand orchestrierte *piece de resistance* des Concertes und der New York Musical Courier „ein schönes, erhabenes und edles Werk, mit einer überaus glänzenden Steigerung.“ Der Festzug, Op. 27, ist „ein großartiges Stück in Marschform mit allem Orchesterpomp der Neuzeit ausgestattet, was dem schönen Sage außerordentliche Wirkung verleiht (Centralblatt, Leipzig.) „Diese Wirkung erreicht der Autor indem er das Aufgebot (aller Mittel) auch gehörig für den angestrebten Zweck zu verwenden weiß, daselbe allmählig und mit wohlbedachter Vertheilung von Licht und Schatten in die Aktiva führt.“ (Signale, Leipzig.) „Diese Komposition reiht sich Bonvin's älteren Schöpfungen in würdiger Weise an. Sie scheint in einem Guffe geschrieben zu sein, darf sich eines tief melodischen Zuges rühmen und ist durchweg fesselnd und eine wirkliche Feststimmung erweckend. Das Colorit ist farbenreich, das ganze Orchester mit großem Verständniß behandelt, die Blasinstrumente, besonders das Blech, ungemein wirkungsvoll aber durchaus edel verwendet. Das Trio in dieser Komposition ist eine Perle und hat Schönheiten aufzuweisen, welche man bisher nur in des Komponisten herrlichen Violin-Romanze zu hören bekam. Bonvin's „Festzug“ wird gewiß seinen Weg in die musikalische Welt finden; er verdient es aber auch!“ (Buffalo Sonntagspost.)

„Bonvin's Op. 19 Romanze für Violine und Orchester ist ein überaus feines, gehaltvolles und dankbares Vortragsstück, für das Konzert wohlgeeignet, das allen höher gebildeten Violinisten nicht nur seltenen Genuß gewähren, sondern auch dem bessern Publikum sehr behagen dürfte.“ (Centralblatt, Leipzig.) „Eine Glanznummer des Abends hatte auch Herr Concertmeister Hartfuer übernommen. Er spielte die Romanze für Violine. Diese Komposition, welche sich den edelsten und schönsten Werke, welche für die Violine überhaupt geschrieben sind,

würdig anreihl, gewinnt man immer lieber, je öfter man sie hört. Ihr kann man eine glänzende Zukunft prophezeien. Wir haben es hier mit keinem Virtuosenstück zu thun, sondern mit einem symphonischen Werke, welches alle mitwirkenden Instrumente mit gleicher Wichtigkeit und Selbstständigkeit der Gedanken neben der Hauptstimme behandelt.“ (Buffalo Sonntagspost.) „Die drei Foudichtungen für Orgel oder Harmonium, Op. 8, gehören zum Besten und Edelsten, was uns in diesem Genre für genautes Instrument vorgekommen.“ (Chorwächler) sie sind „gut erfunden und phantasiévoll gearbeitete Dichtungen“ (F. X. Haberl, Musica Sacra.)

„L. Bonvins Lieder gehören dem edelsten Genre an, erinnern in ihren Begleitungen an Robert Franz'sche Art.“ (Sonntagspost.) „Überall offenbart sich darin (Op. 13. 14. 15.) eine feinfühlig, sinnige Natur und ein sorgsam öibender, ja mit peinlicher Gewissenhaftigkeit das Detail ausstheilender Künstler (Schweizer. Musikzeitung.) „Bonvin singt mit Vorliebe von allem Schönen, das der Frühling bringt, vom Auferstehen des Lenzes, vom Erwachen der Sängler in Busch und Hag, vom Singen und Klingen in Wald und Feld, vom frohen Wandern in's Weite. Er hat sich Gedichte auserwählt, die vom Lob und Preis der Naturwunder erfüllt sind, und für deren gemüthvolle Worte er die entsprechenden Töne zu finden wußte. Bonvin erweist sich namentlich auch wieder, im Duett sowohl als in den Liedern, als ein feinsinniger Musiker, der seine Singstimmen mit geläutertem Geschmack harmonisirt und die Begleitung am Clavier überhaupt interessant und anziehend hergerichtet hat. So enthalten die drei Feste Musik, die gebildeten Sängern und deren gleichgearteten instrumentalen Genossen Freude bereiten kann.“ (Bödecker, in Musikal. Wochenblatt, Leipzig.) „Selten haben uns neue Liederpenden so herzlich erfreut, wie vorliegende (Op. 23) die sich durch warm em-

pfundene, natürlich und ausdrucksvoll deklamirte und mit musikalisch feiner und interessanter Begleitung versehene Melodien auf's vortheilhafteste auszeichnen. Der Komponist ist eine recht musikalische Natur, der uns noch viele Spenden seines schönen Talentes gönnen möge! . . . . . Hier haben wir gesunde, nicht angekränkelte Texte in gesunder musikalischer Illustration." (Der Chormächter.) „Schöne Melodie, wirkungsvolle Begleitung, verständnißreiche Deklamation der prächtigen Gedichte zeichnen diese Originalkompositionen aus. . . . Gute Musiker werden aus den frisch und wahr empfundenen Liedern prächtige Effekte zu erzielen wissen. (F. X. Haberl.) „Der Liederstrauß Op. 23 ist das schönste, was wir bis jetzt von dem in Amerika niedergelassenen feinsinnigen Schweizerkomponisten kennen gelernt haben. Mit dem vornehmen Ton und der überaus sorgfältigen Faktur, die all seine Schöpfungen auszeichnen, verbindet sich hier viel melodische Frische und Wärme der Empfindung, daß die Gesänge unser Ohr und Herz unmittelbar gefangen nehmen. Besonders reizvoll finden wir gleich das erste Lied „Das Vöglein spricht,“ dessen Hauptmotiv sich in der That so leicht und fröhlich aufschwingt wie der besiedelte Sänger, ferner No. 2, „Frühlingswunschk“ ein E-dur-Gesang voll Zartheit und No. 4 „Heimath liegt so fern,“ ein Lied der Sehnsucht nach dem fernem Vaterlande, wie es nicht näherender erklingen könnte. Fromm gestimmt und reich an sinnigen Zügen sind auch die beiden *W e i h n a c h t s l i e d e r*, Op. 21, die eine tiefere Stimme verlangen und in deren zweite die Rede des Heilandes: „Lasset die Kleinen zu mir kommen“ in besonders zarte, weishevoll Töne geklei-

det ist.“ (M. Niggli, Schweiz. Musikzeitung. Das Chorwerk, Op. 20, „*D u s o n n i g e, w ö n n i g e W e l t*“ wird reichen Anklang finden, denn es ist sehr fein und liebenswürdig erfunden und ausgeführt.“ (Gottschalg.) „Der Komponist hält, was sein Name verspricht: es ist wirklich guter Wein, der uns hier gesendet wird. . . . Der Dichtung entsprechend athmen diese Töne wonnige Frühlingsluft und gleichzeitig wiederum schmerzliche Wehmuth bei der Erinnerung an die Vergänglichkeit des Lenzes.“ (Schweiz. Musik-Ztg.) „In der hochdramatischen Ballade für Männerchor, Soli und Orchester, *W i t t e k i n d*, Op. 28, entwickelt der gewandte Komponist in den modernsten Accenten und mit effektvollen Tonmalereien ein bedeutendes Können.“ (Haberl.) Eine eingehende Besprechung dieses „ausgezeichnet stimmungs- und situationsreue malenden“ (Stehle) „ergreifende musikalische Schilderungen“ enthaltende (Centralblatt) Chorballade faßt H. H. Tappert folgendermaßen zusammen:  
„Wittekind, ist ein Werk von musikalisch hohem Werthe. Wenn der Komponist in seiner reichen Modulation, in seiner hier sehr angebrachten kühnen Harmonisation, in seiner melodischen und harmonischen Behandlung des Textes auch voll und ganz auf dem Boden der neuen, wagnerischen Musikrichtung steht, so ist doch diesem Werke nicht abzusprechen, daß es höchst originell, sehr geistreich, voll kühner Fantasie ist; daß es ein Werk ist, welches großen Männerchören für ihre Concerle nur empfohlen werden kann.“

Unseren Musik liebenden Lesern, namentlich den Chor-Dirigenten und Organisten in Kirchen, Kapellen und Klöstern dürften wir eine Freude mit der Publikation des folgenden herrlichen Liedes von Rev. E. Bonvin, S. J., bereiten. Zumal jetzt zu Beginn der Weihnachtszeit kommt ja das „*Maria Wiegenlied*“ so recht in Zeit. Für freundliche Ueberlassung der Musik-Platten sind wir dem New York Messenger of the Sacred Heart zu ebhaften Dank verpflichtet.

### **Maria Wiegenlied.**

Schlummere, Jesu, mein Schöpfer, mein Sohn,  
Du, o mein Blut, mein Trost, mein Lohn!  
Das Heil, das die Väter sah'n, lebt schon.  
Die Sünd' durchbohret dein Händchen fein!  
Dein Blut einst soll die Welt befrei'n,  
Deines Herzens Wunde uns Frei'statt sein!

Schlummere, Jesulein, süß und sacht!  
Dein Volk will wohl ringen mit Satan's Macht;  
Ihnen bangt nicht: dein Herz treu liebend wacht.  
Ja, theilen mit dir die Lust zumal,  
Verkosten mit dir die bitterste Qual,  
Dich kennen, dich lieben: sel'ge Wacht!

# Our Lady's Lullaby.

Rev. T. E. BARNETT, S. J.

LUDWIG BON TIN, S. J. Op. 42.

Voice. *Andante con moto.*

Rest Thee, my

Piano. *Andante con moto.*  
*p*

*mf*

Je - sus, my Mak - er, my Son,      *mf*      Flesh of my

*pp*      *mf*

flesh, my on - ly One!      The weeks of the Proph-et seen are run.

*p* *Un poco piu lento.*      *mf*

These lit - tle hands will be pierced for sin! My babe's blood shed a

*Un poco piu lento.*  
*pp*      *p*      *mf*



*f* *rit.*  
world to win! And His Heart be o - pened, and His Heart be o - pened to let

*Tempo lmo.*  
men in.

*p*  
Rest Thee, my lit - tle One, Smile . . . and sleep!

*mf*  
Thy ran - somed are toss - ing out on life's . . . deep; They

*p Un poco piu lento.*

fear not: Thy Heart will vig - il keep. To keep at Thy side in

*Un poco piu lento.*

*pp p*

*mf f Con fuoco.*

peace and strife, To taste of Thy por - tion with bit - ter-ness rife, To

*f Con fuoco.*

*mf f*

*cres. e string.*

know . . Thee, to love . . Thee, This is life, this is life,

*cres. e string.*

*a tempo. p piu lento. p rit.*

. . . to know Thee, to know Thee, to love Thee, this is life.

*a tempo. piu lento. rit.*

*p p*

*Ped. \**

## Dreißig Jahre verwaist.

Geschrieben für die „Rundschau“ von Rev. Justinus \*.

### I. Die Befehrung.



Es war am Rheine, in der schönen deutschen Universitätsstadt Bonn, an einem frühlichen Sommermorgen des Jahres 1857, als unter großem Gefolge ein junges Brautpaar zur Münsterkirche schritt, um dort vor dem Hochaltare den Bund für's Leben zu schließen. Die Glücklichen waren Maria D., die bravste Tochter des bravsten Bonner Bürgers und Friedrich von L., ein Jurist und Rechtsanwalt in spe.

Nicht ohne Irrfahrten, nicht ohne Enttäuschungen und Opfer hatte Friedrich das Glück erlangt, dem er eben entgegen ging, nicht ohne Kampf jenen Frieden, der heute auf seinem Antlitz ruhte. Als Protestant in der protestantischen Mark geboren, im Schlosse seiner Eltern von protestantischen Erziehern erzogen, war Herr v. L. bis zum 19. Jahre noch nicht so weit über den Kreis seiner protestantischen Umgebung hinausgekommen, um aus eigener Anschauung erfahren zu können, daß die Katholiken auch Menschen und oft sehr achtungswerthe Menschen seien. Er hatte vielmehr, ein Kind seiner Erziehung, durch irrige Lehren und landläufige Verläumdungen, die ihm niemand widerlegte, eine derartige Gesinnung gegen die katholische Kirche in sich großgezogen, daß sie einem vollendeten Haß nicht mehr ferne stand. Auf der andern Seite aber war ihm das Lutherthum und die gesammte sogenannte Reformation gegen alle historische Wahrheit stets in so wunderbaren magischen Lichte geschildert worden, daß sein von Natur aus für alles Edle empfängliches Herz gar bald nach nichts anderem mehr trachtete, als ebenjalls ein Kirchenkind wie Luther und Melancthon, ein Nützzeug Gottes wie Philipp von Hessen oder Ulrich von Hutten zu werden.

Was Wunder drum, wenn er sich nach glücklich überstandenen Abiturientenexamen im 19. Jahre seines Lebens, freilich gegen den Willen seiner Eltern, entschloß, protestantische Theologie zu studieren. Er wollte demal ein berühmter protestantischer Prediger werden, wollte den langersehnten Kreuzzug gegen das Papstthum beginnen und der protestantischen Kirche jene Säule werden, deren ihr umstürzendes Haus so sehr bedurfte.

Von diesen und ähnlichen erhabenen Gedanken getragen, begab er sich daher im Herbst 1850 nach der Universitätsstadt Halle. Allein: Der Mensch denkt und Gott lenkt. Wie glücklich er sich auch fühlte in dieser durchaus protestantischen Stadt, gerade diese Stadt sollte den ersten Anstoß zu jener Befehrung geben. Es war im Jahre 1851 als der berühmte katholische Kanzelredner Vater Roh. wie in so vielen andern protestantischen Städten, so auch hier eine katholische Volksmission eröffnete. Dieselbe galt eigentlich nur den Katholiken der Stadt, deren allerdings nur wenige waren, allein da auch unter den protestantischen Professoren und Studenten sich viele fanden, welche den berühmten Redner zu hören wünschten und da vor allem die Stadt gar manche zählte, welche nie einen Jesuiten gesehen und diese so günstige Gelegenheit nicht verlieren wollten, entstand schon in den ersten Tagen ein solches Zustromen von Protestanten nach der katholischen Kirche, daß die Katholiken unter den Abergläubigen fast vollständig verschwanden. Auch Friedrich befand sich unter letzteren, auch er hatte noch nie einen Jesuiten von Angesicht zu Angesicht gesehen, um so mehr aber über sie gehört. Zwar glaubte er schon seit langer Zeit nicht mehr, was man allen Ernstes ihm gesagt hatte, daß die Jesuiten keine wirklichen Menschen

jeien, daß dieselben statt menschlicher Gehwerkzeuge nur Pferdefüße hätten; allein für halbe Teufel oder, um in der Sprache des Wittenberger Gottesmannes zu reden, für eingeteufelt, durcheteufelt und überteteufelt hielt er sie doch noch immer. Wie groß war also seine Neugierde, ein solches Ungeheim einmal-leibhaftig vor sich zu sehen, ja eine ganze Stunde lang beobachten zu können. Lange Zeit vor der Predigt hatte er daher schon seinen Sitz unter der Kanzel eingenommen, damit von dem interessantesten Schauspiel ihm ja nichts entgehe.—Da endlich erscheint der Pater. Der erste Anblick desselben, seine kurze mehr in die Weite gehende Gestalt, in welcher trotz aller Kasteien das vegetative mit dem geistigen Leben doch gleichen Schritt zu halten suchte, schien all seinen Vorstellungen in Betreff der Jesuiten nicht wenig günstig. Allein, als er den Mann nunmehr auch reden hörte, bemerkte er nur zu bald, daß die gewaltige irdische Hülle auch eine gewaltige Seele barg, und daß derselbe, der an Leiblichkeit alle seine Zuhörer übertraf, auch an Geist keinem derselben nachzustehen brauchte. Ja es machte sich sogar im Laufe der Predigt bei Friedrich immer mehr das Gefühl einer großen Enttäuschung geltend. Schon eine halbe Stunde hatte er ängstlich gelauscht, schon ebensolange mit einer an Saftlosigkeit grenzenden Neugierde den Pater gemustert, und doch—von jener Heuchelei, von jener Sophistik und Verschmießheit, von jener Intoleranz und geistlosen Frömmelei—die er unfehlbar erwartet hatte—keine Spur! Vielmehr offenbarte sich in jedem Satze, in jeder Bewegung, in jedem Blicke der ehrliche Sohn der Schweizer Berge, dessen ganze Beredsamkeit und Wahrheitsliebe eine solche Menschenfreundlichkeit und Güte durchdrang und erwärmte, daß jeder von Vorurtheilen freie Mann ihn liebgewinnen mußte. Und welchen Eindruck machte erst der Inhalt der Predigt auf Friedrich?

Dem gemischten Publikum Rechnung tragend, hatte Pater Roh den Gang der Mis-

sion nicht wenig geändert; insbesondere predigte er abends nur über ein einziges Thema, über die göttliche Stiftung der katholischen Kirche. Kein anderes Thema war geeignet, bei Friedrich größeres Interesse zu erwecken, als gerade dieses. Seinem aufmerksamen Ohre entging kein Wort, seinem scharfen Verstande kein einziger Beweis. So konnte der Erfolg nicht fehlen. Ja Friedrich selbst mußte nach der Predigt in aller Ehrlichkeit seinen Freunden bekennen, daß die Ueberzeugung, mit welcher der Pater redete, die Klarheit seiner Schilderung, vor allem aber die Wucht und Stichhaltigkeit seiner Beweisführung auf ihn den tiefsten Eindruck gemacht. Ja noch mehr! Er war unter dem gewaltigen Eindruck der Predigt in eine solche Verwirrung von Gemüthsstimmungen gerathen, daß er nicht mehr wußte, ob er den Prediger haßten oder lieben sollte; haßten, weil er ihm die schönsten Illusionen zerstörte, lieben, weil er ihm die Augen öffnete,

Allein vollständig waren ihm die Augen doch noch nicht geöffnet, auch an den folgenden Abenden noch nicht, an denen er mit gleichem Eifer und gleichem Interesse den Predigten beizuwohnte; denn wie wenig er auch gegen die Beweise des Predigers vorzubringen vermochte, er beruhigte sich doch noch immer mit dem tröstlichen Gedanken, daß die Vertreter der protestantischen Wissenschaft wohl noch eine Antwort in Bereitschaft hätten, und daß er sich somit in seiner protestantischen Ueberzeugung nicht brauche verwirren zu lassen. Noch im Laufe der Woche sollte er hierin eines Besseren belehrt werden durch den Prediger und durch die Professoren selbst.

Mit Emphase hatte von L. gar oft Professoren und gebildete Protestanten behaupten hören: eine Kardinallehre der katholischen Kirche, insbesondere des Jesuitenordens, sei, der Zweck heilige die Mittel, so daß man Gott und seinem eigenen Gewissen das Unschuldigste thuen dürfe, wenn man nur einen guten Zweck dabei im Auge habe. Friedrich hätte auf die Wichtigkeit dieser

Behauptung schwören mögen, so oft, so nachdrücklich, so allgemein hatte er sie vernommen, er glaubte an sie wie an's Einnmaleins, und—da kommt nun dieser Vater eines schönen Abends während der Mission und behauptet rundweg, jene Anklage sei wie so viele anderen gegen die katholische Kirche nur ein Gebilde der Phantasie. Zum Beweise dessen werfe er 1,000 Thaler aus, die er heute noch jedem auszahlen wolle, der ihm aus irgend einem Buche der Jesuiten beweisen könne, daß sein Orden oder die katholische Kirche eine solche Lehre vertreie.

Friedrich erstaunte, aber seinem Staunen folgte Verwirrung, als nach einigen Tagen der Vater verkündete, jene 1,000 Thaler habe bis'her noch niemand gewinnen wollen. Friedrich war der Staat gestochen. Aber noch mehr sollten ihm die Augen geöffnet werden.

Vater Kolb hatte verkündigt, die Kirche der Zeit gestatte es ihm nicht, auf alle Anklagen gegen seine Kirche einzugehen und die erwähnten noch ausführlicher zu behandeln, er sei daher bereit, jeder Zeit wenigstens auf seinem Zimmer alle religiösen Fragen und Angriffe zu beantworten. Die katholische Kirche, fuhr er fort, brauche keine Anklage zu fürchten, sie könne ihre Wahrheit und Heiligkeit jedem gegenüber vertheidigen. Zudem gebe es gegen ihre göttliche Sendung keine Anklage von Bedeutung, die nicht schon oft gründlich widerlegt worden wäre. Schließlich erklärte er sich bereit hier von der Kanzel aus zu widerrufen, wenn ihm jemand eine Anklage gegen die Wahrheit der katholischen Kirche vorbringe, die zu widerlegen er nicht im Stande gewesen sei. Eine starke Herausforderung war dies, insbesondere für die protestantischen Professoren der Stadt. Und doch! Wer hätte es glauben sollen?! Der Vater trug den Sieg davon, er brauchte nicht zu widerrufen. Entsetzt nahm solches Friedrich wahr. Seine Verwirrung war so groß, daß er sich kühn die Freiheit nahm, seine Professoren selbst persönlich aufzu-

suchen, eine Erklärung, ja eine Rechenschaft in dieser Angelegenheit von ihnen zu verlangen.

„Ist es also,“ redete er sie unter anderem an, „ist es also so schlimm um unsere Religion bestellt, daß 100 Professoren vor einem katholischen Priester die Flucht ergreifen, seine Worten Herausforderungen seige schweigend hinnehmen und von den vielen Behauptungen und Anklagen nicht eine einzige aufrecht zu erhalten vermögen, die sie gegen die katholische Kirche uns Jahr für Jahr im stärksten Brustton der Ueberzeugung vortragen?! Läßt sich alles dieses denn wirklich nicht vertheidigen, die katholische Lehre wirklich nicht widerlegen?“

Auf diese und ähnliche Fragen erhielt Friedrich von fast allen seinen Professoren, die er der Reihe nach aufsuchte, nur ausweichende Antwort. Ein Professor allein hatte den Muth, ihm den Schleier zu lüften.

„Mein Herr,“ sprach er, „wenn Sie es wünschen, wohl! Sinnmal werden Sie es ja doch erfahren. Je später dies geschieht—um so größer Ihr Leid. So sei es daher schon heute! Sehen Sie, in religiösen Dingen gibt es in unseren Tagen nur mehr einen zweifachen Standpunkt, den der Ungläubigen und den der Katholiken. Der Katholizismus allein ist das einzige consequente System, für welches Vernunft und Geschichte, Philosophie und Theologie, ja die gesammte Wissenschaft eintritt. Der Protestantismus hat aus . . .“ Der Professor war noch nicht zu Ende, als Friedrich schon seinen Mund öffnete und entsetzt ihm zurief: „Herr Professor, Herr Dr. B., ist das Ihr Ernst?“ „Herr v. L., mein heiligster Ernst!“ „Und die übrigen Professoren denken dasselbe?“ „Dasselbe.“ „Herr Professor leben Sie wohl! Für heute habe ich genug. In ihren Vorlesungen werden Sie mich nicht mehr sehen.“

Auf's höchste erregt, fast der Verzweiflung nahe, verließ Friedrich das Zimmer. Seine innere Erregung war so groß, daß sie ihn fast des Bewußtseins beraubte. Er hätte

keinem Freunde begegnen dürfen, derselbe wäre an ihm irre geworden, hätte ihn für geisteskrank gehalten. Aber seine Freunde waren es eben auch, die er heute gerade besonders liebte. Er wollte vor der Hand von Freunden nichts mehr wissen. Er traute keinem mehr. Er sah in allen, wie in seinen Professoren, nur Heuchelei und Lüge. So war ihm auch die Stadt zum Ekel und alles, was ihn an seine Beziehungen zu ihr nur erinnerte.

Hinaus, hinaus, rief es in ihm, hinaus in Gottes freie Natur. Sie allein ist wahr, sie allein unwandelbar, sie allein getreu, sie allein von allem, was mein Auge sieht. In ihrem Schooße will ich heute ausruhen, in den Armen dieser Mutter den Sturm auswüthen lassen, der schrecklich mir in meiner Seele tobt.

So eilte er voran, wie „der Mann, welcher der Stadt entfloh“ auf verlassenen Straßen, auf einsamen Pfaden. Er vergaß darüber Speise und Trank, vergaß Ruhe und Raft. Erst als an einem sanften Bergesabhäng, der nur den fernsten Horizont dem Auge zeigte, ihn tiefe Waldeseinsamkeit umschloß, ließ er sich nieder. Ein alter Baumstumpf war sein Sitz in Mitten einer Waldeslichtung, auf die nur Gott und Gottes Himmel nieder schaute. Dort saß er hin. Stumm, still wie eine Statue, saß er da. Es währte lange Zeit. Nur einmal hob er seine Hand, er fuhr sich über's Auge und drückte eine Thräne aus. Die erste seit den Tagen seiner Kindheit. Sie galt den Illusionen der Vergangenheit, den Träumen seiner Jugend, aus denen der rauhe Sturm der Wirklichkeit ihn heute so jählings aufgeweckt.

Es war nur eine Thräne; denn sentimentalischen Gedanken war Friedrichs Mannesseele kein gutes Feld. An den Ernst der Zukunft dachte er weit mehr. Freilich konnte er anfänglich auch nicht einen einzigen ruhigen Gedanken fassen. Wie der Steuermann dem Sturm, so mußte er sich willenlos eine Zeitlang dem rasenden Treiben seiner Gedanken überlassen, die wie der

Blitz entstanden, um ebenso schnell wieder zu verschwinden, bis endlich unter all diesem Schwall von Gedanken einer immer mehr Gestalt annahm, immer häufiger in ihm auftauchte, daß er zuletzt ihn nicht mehr bannen konnte. Es war die Frage: welches Credo wirst du künftig beten? Wirst du in Zukunft eine Religion noch üben, von deren Falschheit du die Probe hast? Wirst du sie wirklich von der Kanzel aus auch andere lehren wollen gegen deine Ueberzeugung? Er hatte den Satz noch kaum zu Ende gedacht, als er entriistet sich erhob und sprach: „Nein und abermals nein! Nie habe ich die Falschheit geliebt, niemals der Wahrheit mich verschlossen. Die Wahrheit suchend will ich beten, die Wahrheit suchend lieber sterben und verderben, als einem Irrthum dienen, sei's auch unter Ehren. Nein und abermals nein!“

Der Wendepunkt seines Lebens war vorüber und Friedrich hatte einen guten Kampf gekämpft. Er war auf's tiefste ergriffen, er war gerührt. Es war ihm, als ob ein guter Geist sich nieder senkte. Zum Beten, fühlte er sich angetrieben.—

„Soll ich es thun?“ Er blickte zum Himmel auf. Soll ich es thun, was der Vater uns empfahl? Im Ringen nach Wahrheit nieder knien und Gott um Licht und Hilfe bitten? Soll ich es thun, einem Priester-Rath gehorchen?“ Seine gesunde Vernunft trug den Sieg davon. Er kniete nieder und betete leise. Dann empfahl er Gott seine Zukunft und als die Sonne Abschied nahm, da — da war's entschieden. Beruhigt und getröstet stand er auf und ging von dannen. Doch ehe er ging zog er sein Taschennmesser, und rihte in die nächste Eiche, die Zeuge seines edlen Kampfes war, ein Kreuz und einen Anker. Dann stieg er hinab.

Sein Plan für die Zukunft war folgender. Für die nächsten zwei Monate bis zum Schluß des Winterhalbjahres wollte er keine Vorlesungen mehr besuchen, um so eifriger aber den Glauben der Protestanten wie der Katholiken aus den verschiedensten Werken studieren. Zu Ostern gedachte er

Halle zu verlassen und nach Bonn überzuziehen, um dort mit dem Studium der Rechtswissenschaft zu beginnen und seine Religionsstudien zum Abschluß zu bringen. In der Ausführung seines Planes traten ihm von Seite der Eltern keine Hindernisse entgegen. Dieselben freuten sich vielmehr über seine Wahl Rechtswissenschaft zu studieren. Freilich hatte er ihnen aus guten Gründen seine innere Umwandlung vor der Hand noch vollständig verschwiegen. Auch gab es unter den Theologen der Stadt keinen zweiten Adeligen mehr, somit keinen, der es als seine Pflicht erachtet hätte, Friedrichs Vater von der Wandlung seines Sohnes zu benachrichtigen. Diesem Umstande verdankte es Friedrich, daß seine guten Beziehungen zur Familie einstweilen noch ungestört dieselben blieben. Von Seiten seiner protestantischen Freunde in Halle hatte er vieles zu leiden. Dieselben hatten noch nicht lange seine Religionschwankung wahrgenommen, als sie auch alles in Bewegung setzten, ihm das Leben in Halle zu verbittern. Sein muthiges charakterfestes Handeln in jenem Kampfe, der an sie alle mehr oder minder herantrat, und, welches nachzuahmen, sie weder den Muth noch die erforderliche Ehrlichkeit besaßen, wurde eben manchen ein Gegenstand stiller Vorwürfe, der nagende Wurm eines bösen Gewissens. Friedrich wurde ihnen ein Dorn im Auge. Daß solche Gesinnungen in solchen Herzen nicht still verschlossen blieben, liegt auf der Hand. Mit Freuden jagte daher Friedrich zu Oestern der Stadt Lebewohl.

In Bonn fand er anfänglich die erwünschte Ruhe. Leider hatte sich jedoch einer der Hallenser Theologen ebenfalls entschlossen, das Sommersemester am schönen Rheinstrom zuzubringen. Dieser nahm kaum im Studentenverzeichnis den Namen Friedrichs wahr, als er sogleich begann, nicht nur Studenten, sondern auch Professoren gegen ihn aufzuheizen. Friedrich an Verfolgungen schon halb gewöhnt, ließ sich nicht entmuthigen; zudem fand er auch einen trefflichen Freund, der eine ähnliche

Vergangenheit hinter sich hatte, wie er, und der im Begriffe stand katholisch zu werden.

Zu seiner Gesellschaft lernte er so recht das Wort der hl. Schrift verstehen: „Ein guter Freund ist ein starker Schutz, wer ihn findet besitzt einen großen Schatz. Er ist ein Heilmittel für's Leben und kommt kein Werth nicht Gold noch Silber gleich.“

Wiewohl sich Friedrich in seinem Ringen nach Wahrheit von jenem Freunde innerlich nicht beeinflussen ließ, so holte er sich bei ihm doch manchen Rath, besonders in Betreff der Bücher, die er studieren sollte. Dieser, ein Mann von großer Belesenheit und scharfem Urtheil, empfahl ihm außer Möhler's Symbolik und einigen bestimmten Werken der Kirchenväter auch Luther's Tischreden mit dem Bemerkten: das Wittenberger Gefäß der Auserwählung dußte nirgends seinen Inhalt besser aus, als in diesen Reden. Man lerne Luther darin als einen wahrhaft unflätigen Menschen kennen, und gerade darum sei man protestantischerseits so sehr bedacht, jenes Buch auch der reifsten Jugend zu verschließen. Friedrich folgte dem Rathe. Er las Möhler, las die Kirchenväter, allein die Tischreden Luthers legte er bald bei Seite. Er fand einen solchen Anstöß in ihnen, daß er bei weiterer Lektüre befürchtete, Schaden an seiner Sittlichkeit zu leiden.

Unter solchen Studien und Erfahrungen kam Friedrich der Wahrheit immer näher, und was sich noch stets ereignete bei solchen, welche ohne zeitliches Interesse mit Eifer die Wahrheit suchten, das ereignete sich auch bei ihm: Er fand, daß die katholische Kirche und nur die katholische Kirche allein die wahre Kirche Christi sei. So entschloß er sich denn, katholisch zu werden und begab sich gegen Ende des Sommersemesters zu einem katholischen Priester, dem er seine Gesinnungen und Absichten offenbarte. Derselbe fand Friedrich höchst aufrichtig und trefflich vorbereitet, trotzdem rieth er ihm an, seine Conversion auf den Schluß der Herbstferien zu verlegen. Letztere möge er benutzen, seine Eltern auf den

bevorstehenden Schritt vorzubereiten. Zu gleich seien sie ja auch eine weitere Prüfungszeit seines Entschlusses und endlich gäben sie ihm auch Gelegenheit, in einem kurzen Convertiten-Unterricht die katholischen Wahrheiten nun auch von der praktischen Seite kennen zu lernen.

Friedrich gehorchte und reiste noch in derselben Woche nach Hause ab. Dort angekommen, ließ er in den ersten Tagen nichts von seinem Vorhaben verlauten und alle freuten sich recht herzlich seiner Gegenwart. Dann aber pflegte er in der Unterhaltung zwanglos das Gespräch auf religiöse Gegenstände zu leiten und versäumte nicht, Anspielungen zu machen, die seine Person betrafen. Doch man achtete derselben nicht, da niemand ahnt, was er offenbaren wollte. Er wurde deutlicher, man verstand ihn noch nicht und zeigte überhaupt die größte Interessenlosigkeit und Unkenntniß in religiösen Fragen. Zuletzt bei einem Spaziergang durch den Schloßpark sagte er es seinem Vater unter vier Augen gerade heraus, was er im Sinne hatte. Auch jetzt wollte der Vater noch nicht verstehen. Erst als der Sohn ihm deutlich erklärte, was er meine, nahm der Vater endlich Stellung zur Frage. Seine erste Antwort war ein Ausbruch väterlichen Unwillens, wie ihn der Sohn noch nie erlebt, ja nicht für möglich gehalten hätte. Friedrich meinte zwar, daß die leidenschaftliche Erregung in wenigen Tagen einer vernünftigeren Auffassungsweise Platz machen werde—allein er täuschte sich. Die Erregung des Vaters und nicht minder der gesammten Familie ward größer von Tag zu Tag. Der gute alte Herr brauchte nur das Wort „katholisch werden“ zu hören, und es war bei ihm aus mit aller Selbstbeherrschung.

Inständig bat ihn Friedrich täglich mehrere Male, doch nur eine Stunde lang die Gründe anzuhören, die ihn zu seinem Schritt veranlaßt hätten.—Vergebens! Herr v. L. wollte von Gründen gar nichts wissen, ja er eilte drohend von dannen, wenn Friedrich aus freien Stücken mit solchen

begann. Zuletzt stellte ihm der Vater eine kurze Frist. Habe sein Sohn sich bis dahin nicht eines besseren bedacht, so erkannten er und seine Frau und seine Kinder ihn nicht mehr als Mitglied der Familie an und verwiesen ihm das Haus.

Diese Rede war hart, allein Friedrich dachte an das Wort des Heilandes: „Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht werth“ und so blieb er fest. Unter entsetzlichen Ausbrüchen der Wuth wies sein Vater ihm dann die Thür.

Friedrich war verstoßen. Es war ihm weh um's Herz. Auf Erden hatte er jetzt alles, selbst seine Eltern und Geschwister verloren, die ihm theuer waren—da gedachte er des Wortes Christi: „Ein jeder, der um meines Namens willen sein Haus verläßt, seine Brüder und Schwestern, seinen Vater und seine Mutter, der wird hundertfach alles wiedererlangen und zudem noch das ewige Leben besitzen.“—Und er fand großen Trost.

Vom Schlosse seines Vaters begab er sich zunächst in die Nachbarschaft und erbettelte bei guten Leuten, die in seines Vaters Dienste standen, soviel Geld, daß er die Reise nach Bonn antreten konnte. Zugleich gab er Auftrag, ihm über eine etwaige Einnahmeänderung seines Vaters Mittheilung zu machen; dann reiste er ab.

In Bonn half ihm für die nächste Zukunft sein treuer Freund, der innigen Antheil an Friedrichs trauriger Lage nahm. Nachdem er den Rest der Ferien noch benutzt hatte, sich von dem erwähnten Priester Convertiten-Unterricht ertheilen zu lassen, nahnte endlich für ihn im Oktober 1851 der Tag seiner Conversion heran.

(Fortsetzung folgt.)

**In** dein Kreuz schlag ich mein Herz,  
Heb es, zieh es himmelwärts!

**W**ohlthaten, still und rein gegeben,  
Sind Todte, die im Grabe leben,  
Sind Blumen, die im Sturm bestehen,  
Sind Sterne, die nie untergehen.



✻ ✻ ✻ **Editorielles.** ✻ ✻ ✻

Der Verlagshandlung von B. Herder, 17 South Broadway, St. Louis, Mo., sind wir für freundliche Zusendung der illustrierten Monatschrift „die katholischen Missionen“ zu Dank verpflichtet.

M. B. Ihrem Wunische entsprechend theile ich Ihnen mit, daß Sie die Liste der Mitglieder der Skapulier-Bruderschaft senden mögen, da die Namen derselben mitgetragen werden müssen.

Den Hochw. Herren Geistlichen, Laien-Freunden und Collegen, welche die „Rundschau“ mit ermunterndem Zuspruch und herzlichem Glückwünschen beehrten, sprechen wir hiermit unsern innigsten Dank aus.

Spanien hat einen Ministerwechsel erfahren. Die Hoffnung aber, welche die Firma Wm. McKinley und Co. bezüglich einer Aenderung der spanischen Cuba-Politik an dieses Ereigniß knüpfte, dürfte nichts weniger als realisiert werden.

Die Menge der vollkommenen und unvollkommenen Ablässe, die den armen Seelen zugewendet werden können und die verhältnißmäßige Leichtigkeit, mit welcher sie gewonnen werden können, dürften ein ernstes Zeichen dafür sein, daß die Strafen des Fegfeuers länger dauern und schwerer zu dulden sind, als man anzunehmen geneigt ist.

Ein Lieblingskind ist gewöhnlich ein Schmerzenskind. Das erfährt unser Heiliger Vater auch an seiner Hochschule in Washington. Dem Frieden in der Kirche hat die junge Alma Mater noch nicht genügt, die Wissenschaft hat sie noch wenig gefördert, dagegen hat sie schon mehr als genug Mergerniß gegeben und der profanen Presse allzuviel Gelegenheit geboten zu den

sensationellsten Paranguen. Zur Zeit fordert sie wieder ein Opfer: Dr. Schröder. Die Entscheidung der delikaten Angelegenheit liegt beim Papste und das genügt, uns ehrfurchtsvolles Schweigen aufzuerlegen.

Beklagt muß es aber immerhin werden, daß ein neuer Skandal die Gemüther irritirt und daß durch die bis an Synismus streifende Indiscretion des Hauptredners bei der jüngsten Conaty-Feier die Person des Obersten Hirten wieder in den Strudel dieses unseligen Haders gezerzt wurde. Die gleichzeitig durch die Baltimore Sun von Washington gemeldete Absicht von einem Fairbault-Experiment in großem Maßstabe in einer Metropole des Ostens dürfte ebenfalls mit kühler Vorsicht aufzunehmen sein.

Sines ist immerhin gestattet: zum Rosenkranz zu greifen und zu beten für den Hl. Vater, den Frieden der Kirche und die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Und dies sollte das katholische Volk in jegiger Zeit besonders fleißig thun.

Am Aller-Seelen-Tage gedenket jedes fühlende katholische Herz der lieben Todten. Und wer wüßte und liebte nicht ein Grab, in dem ein Theil seines eigenen Ich, ein Stück seines eigenen Lebens eingefargt ist, dem er nicht durch Bande der Erinnerung und des steten Gedenkens verbunden wäre? Zwar mag es auch Herzen geben, auf welche auch dieser Gedächtnistag nicht mehr zu wirken vermag. Aber die Meisten suchen doch die Leihenhügel auf, die ihnen so theuer und unvergeßlich sind oder feiern eine Weihesunde, in welcher das Bild der Hingeschiedenen lebhafter als sonst vor ihre Seele tritt. Der stille Kirchhof predigt auch eine gewaltige Lehre. Hier ist die Stätte des Moders und der Verwesung und Wer einen Blick in die Gruft werfen könnte, würde sich entsetzen beim Anblicke irdischer

Bergänglichkeit und menschlicher Nichtigkeit! Ja, das Ende des Lebens ist der Tod und das Ende der Leiche ist der Staub. Die Blumen, welche das Grab der Lieben schmücken, welken schon über Nacht, die Inschriften auf den stolzen Monumenten zernagt der Zahn der Zeit. Eine Spanne Zeit, und selbst die Erinnerung an den Verschiedenen ist verweht, wie das welke Blatt, das vom erstorbenen Baume fällt. Den Abgrund, der die Welt der Lebendigen von dem Reiche der Todten trennt, können alle Guirlanden und Kränze nicht decken und nicht füllen und geringen Trost erfährt die Seele, die sich nur in die Betrachtung der Sinfälligkeit versenkt.

Aufwärts die Augen und die Herzen gerichtet. Zum Himmel hinauf geblickt, wohin der Ruf der Kirche dich lenkt, wohin das gebrochene Auge des Erlösers dich weist. Sie ruhen in Gott, die hier in geweihter Erde schlafen. Du kannst sie nicht sehen, du kannst ihre Nähe nicht fühlen. Unbeachtet zerfällt die Blüthe, die du auf's Grab gelegt, die Thräne, die du darauf geweiht saugt der kalte Boden ein und dein Jammern und Klagen trägt der kalte November-Sturm davon; das demüthige, fromme Gebet hingegen, das du für die Seelenruhe deiner Lieben betest, das bringt bis hinauf zum Throne der göttlichen Barmherzigkeit, das findet ein Echo in der andern Welt und wird dort mitempfunden und mitgebetet und der Glanz des Herzenlichtes, das auf dem Grabe schimmert, wirft einen milden Schein in das dunkle Reich der Todten. Drum bete, bete am Grabe! Das Gebet ist die Sprache der Seligen und wird im ganzen Reiche Gottes gesprochen und verstanden. Deine Thränen widme der Armuth und Noth deiner Mitmenschen und mit Werken der Barmherzigkeit bewege Gott zur Milde gegen die Armen-Seelen.

Dann kehrt du mit Gedanken des Trostes und des Friedens vom Kirchhofe heim, dann trägst du die Hoffnung des Wiedersehens und der Auferstehung mit dir zurück. Dann wirst du aber auch aufhören,

selbst eine lebendige Leiche zu sein, wie ein starker und fruchtbarer Baum in deiner Gemeinde prangen und im katholischen Leben ragen. Vom Leichenfelde weg wirft du den Samen mitnehmen zu einem Neubeginne christlichen Denkens und Fühlens, katholischen Wirkens und Lebens.

Im Leben des Heilandes lesen wir, daß er auf Schritt und Tritt von Armen, Kranken und Ausjägigen um Hilfe und Heilung angerufen wurde. Trotzdem berichtet das hl. Evangelium von verhältnißmäßig nur wenigen Erhörungen solcher Unglücklichen. Aber der liebe Heiland war auch gar nicht gekommen, um Leid und Krankheit, Noth und Tod aus der Welt zu schaffen. Es sind ja dies vielmehr Heilmittel und Gnaden, durch die Er die Menschen an sich zieht und sie zu Theilnehmern am Kreuztragen macht. In den Augen Gottes giebt es nur ein wirkliches Uebel: die Krankheit und Noth der Seele, der geistige Tod. Und um Erlösung von diesem Uebel will er täglich angerufen sein. Wer um Befreiung von diesem Uebel für sich oder andere betet, darf der Erfüllung seiner Bitte stets gewiß sein. Gebets-Erhörungen dieser Art sind darum tägliche Erfahrungen und die glorreichsten Offenbarungen der Barmherzigkeit und Liebe Jesu.

Lernen wir ja auch im Vater-Unser, dem heiligsten und wirksamsten Gebete, weil es das Gebet des Herrn selbst ist, daß wir zuerst und zumeist immer Gott zur Ehre beten sollen. Unser Gebet soll in erster Linie ein Akt der Anbetung sein, ein Gebet zur Verherrlichung des Namens des Herrn, um Erlangung der Kinshipaft Gottes und um Ausbreitung seines Reiches auf Erden. Wenn man nicht gerade Nahrungsjorge hat, soll man sich nicht allzusehr um die Güter des Lebens bekümmern, noch weniger um Befreiung von jedem kleinen Ungemach bitten. Man soll ertragen und dulden und aus dem bitteren Kelche des Herrn trinken lernen. Denn nur im Kreuze heiligen wir uns und nur im Kreuze ist Heil. Dieses Gedankens dürfen wir uns namentlich im Aller-Seelen-Monat erinnern.

## Seppi Hofer.



us tausend Vogelkehlen schmel-  
terte es, und mit tausend Blu-  
menaugen lachte der Früh-  
ling ins Land hinein. Das

war ein Singen und Klingen, ein Blühen  
und Sprichsen, daß selbst die trockenste  
Brust sich erweiterte und das Auge der  
Trauer in neuem Glanze aufleuchtete. Von  
den Bergen Tyrols, deren Gipfel noch  
die Eismützen und Schneeturbane trugen,  
hüßten glänzende Bächlein gleich flüssigen  
Silberfäden in die Tiefen, so daß selbst der  
sonst wasserarme Dorfbach übermüthig  
schäumte und rauschte. Die Tannen hatten  
in ihr dunkles Nadelkleid neue Blütenkerz-  
chen gewoben, und die Kastanienbäume gli-  
chen mit ihren rothen und weißen Blumen-  
kerzen großen Christbäumen, die der liebe  
Gott zur Freude der bedrückten Menschen-  
herzen angezündet.

Es war eine trübe Zeit damals, in der  
Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als  
nach Beendigung des dreißigjährigen Krie-  
ges das zerrissene deutsche Vaterland aus  
tausend Wunden blutete. Alles lag danie-  
der, die Gewerbe und die Geschäfte: das  
Vertrauen fehlte, denn die Kriegsfurcht lag  
noch immer wie giftiger Mehltau auf den  
Herzen der Deutschen, deren schönes Land  
eine Beute raubgieriger Abenteurer ge-  
worden. Von Nationalgefühl und Vater-  
landsliebe war keine Spur mehr vorhanden  
und, was das Schlimmste war, auch die  
Zucht und gute Sitte, Glaube und Religion  
waren mit Füßen getreten und von den  
wilden Kriegshorden, die aus Schweden  
und Frankreich, aus Spanien und Holland  
gekommen waren, den Deutschen aus dem  
Herzen gespottet worden. Es war eine  
wirre, unselige Zeit, deren böse Nachwehen  
noch Jahrhunderte lang andauerten.

In dem Dörfchen Gsteig in Tyrol,  
das aus ellichen strohgedeckten Lehnhütten  
bestand, wohnte der Bauer M a r H o f e r

mit seiner Tochter. Die Mutter war längst  
hinübergeschlummert in ein besseres Land,  
wo keine Soldateskadendfriedliebenden Bür-  
ger plagt und keine Kanonen Tod und Ver-  
derben speien. Hofer war all und kränklich,  
aber sein Hauswesen war gut bestellt: da-  
für sorgte Kesi, ein kluges, wackeres Mäd-  
chen von zwanzig Jahren, das gut erzogen  
und eine Freude des Vaters und aller war,  
die sie kannten. Die Kriegswirren hatten  
das abgelegene Dörfchen nur einmal vor-  
übergehend heimgesucht, und so war es  
gekommen, daß die Ruh und die Geis dem  
Bauer noch im Stalle standen und nicht  
von den Schweden geraubt worden waren.

Die Kesi aber war nicht das einzige Kind  
des alten Hofer; er hatte noch einen  
Sohn mit Namen Seppi, einen prächtigen  
Burschen, der um ein Jahr älter war, als  
seine Schwester und in Salzburg ein tüchti-  
ges Geschäft erlernt hatte. Seppi war  
Kupferschmied, allein seit er die Lehre be-  
standen, hatte er in Folge der Kriegswirren  
unfreiwillig feiern müssen. Er war in das  
Heimathsdörfchen zu seinem Vater zurück-  
gekehrt, aber in Gsteig gab es nichts zu  
hämmern und zu schmieden, und Niemand  
war froher, als Seppi, als er nun durch  
Vermittlung der Zunft Arbeit bei einem  
Meister in Nürnberg erhielt. Das war für  
die damalige Zeit, wo es keine Eisenbahnen  
und Postwagen gab, eine weite Reise, aber  
ein junges Blut wandert frohgemuth auf  
Schufterstrappen, das gefüllte Ränzlein auf  
dem Rücken, den derben Knotenstock in der  
Hand, in die weite Welt hinaus. Heutz-  
tage ist das Wandern durch die Eisenbah-  
nen verdrängt worden, aber damals sah  
der fröhliche, sorglose Wanderbursche noch  
etwas von der schönen Gotteswelt mit ih-  
ren hohen Bergen und blauen Seen, den  
rauschenden Flüssen und alten Städten; sie  
flogen nicht wie gespenstliche Schatten an  
seinem Auge vorüber.

Es war an einem schönen Frühlingstage, kurz nach Ostern, als Seppel seinem Vater, der gichtkrank in den Kissen lag, die Hand zum Abschied drückte: „Zieh' mit Gott, mein Bub,“ sagte der Vater, „bleib' brav und komm' als Meister und Mann zurück. Betrag' dich so, daß du deinem Vater immer frank und frei ins Auge sehen kannst.“

Seppel versprach's und trat in die Wohnstube, wo Nesi mit roth geweinten Augen den Lederjack des Bruders zuschnürte. Sie hatte Seppel gern, und der Abschied auf lange, ungewisse Zeit that ihrem weichen Herzen weh.

„Was weinst du, Nesi?“ fragte er, während er den Mantel über die Schultern warf und den runden Filzhut mit der Hahnenfeder feck auf den hellblonden lockigen Kopf setzte.

Die Schwester reichte ihm den Lederjack und sagte, vertraulich die Hand auf die Schulter des Bruders legend: „Seppel, ich will dir ein Andenken mitgeben, das mir das Liebste von allem ist, was ich habe. Willst du es treu in Ehren halten und benutzen?“

„Was ist's Nesi?“

„Der Rosenkranz unserer seligen Mutter, den sie mir sterbend in die Hand drückte. Sie hat ihn alle Tage gebetet.“ Mit diesen Worten ließ das Mädchen den Rosenkranz mit dem Hornkreuzchen und den allen, schwarzen Holzperlen in das Lederbeutelchen gleiten, das Seppel am Gürtel trug.

„Bist ein braves, gutes Mädchen,“ sagte der Bruder bewegt, „das Andenken der Mutter soll mir theuer und heilig sein.“ Er schritt davon, hinaus in die blühende Natur, Nesi gab ihm das Geleite bis an das letzte Häuschen des Dorfes und blickte Seppel so lange nach, bis eine Biegung des Weges ihn ihren Blicken entzog.

Rüstig stieg der Burfche die Anhöhe hinan. Drüben grüßten die schneebedeckten Alpenriesen, deren Thälern und Schluchten er durchwandern mußte. Der Abschied vom alten Vater und der fürsorglichen

Schwester hatten auch ihn weicher gestimmt, als er sich den Anschein gegeben, aber hier in der frischen Bergesluft, wo die Lerchen ihn umtrilleren, wo die Blumen ihre bunten Köpfschen aus dem grünen Rasenteppich hoben und ihn grüßten, wo hoch oben am stahlblauen Himmel ein Adler weite Kreise zog und unten buntfarbige Schmetterlinge gaukelten, da dehnte sich des jungen Mannes Brust, und einen hellen Jodel sang er so laut und fröhlich, daß die grauen Felswände das Echo zurückwarfen.

Monate waren vergangen. Seppel Hofer hatte längst in der alten Stadt Nürnberg seinen Einzug gehalten und lohnende Beschäftigung gefunden. Aber so kurz die Trennung von der Heimath auch war, so groß war die Veränderung, die mit dem Kupferschmiedegesellen vor sich gegangen. Seppel war in böse Gesellschaft gerathen, und dieselbe war nicht ohne Einfluß auf sein sittliches und religiöses Leben geblieben. Verlotterte Menschen, welche die Kriegszüge zum Theil mitgemacht und auf denselben ein wildes, lockeres Leben geführt hatten, waren seine Kumpane. Anfangs hatten ihre Ansichten und Redensarten ihn entsetzt und abgestoßen, allmählich aber fand er Gefallen an den schlechten Witz und Spöttereien. Er wollte sich nicht lassen, daß er ein „Mutterföhndchen“ sei und von der Welt nichts kenne, und so stimmte er nach und nach in einen Ton ein, der grundverschieden von dem war, den seine fromme Mutter und der Ortspfarrer ihn gelehrt.

Es war an einem unfreundlichen Herbstabende. In einer rauchgeschwärmten, niedrigen Bierstube saßen auf hölzernen Bänken um einen schweren eichenen Tisch herum sechs verwegene Gestalten und unter ihnen Seppel Hofer. In der Mitte des Tisches stand ein eiserner Leuchter mit einer Kerze und die Lichtpußtheere hing, an einem Ketten befestigt, auf die Tischplatte herab.

„Seppel macht sich,“ lachte roth einer der Gesellen, dessen Kleidung theilweise noch an das Lagerleben erinnerte. „Er glaubt we-

nigstens nicht all das dumme Zeug mehr, das ihm vorge schwagt worden. Brav, Kamerad, du schreitest voran! Sollst leben!"

Seppel nickte und die Uebrigen stimmten mit heißeren Rehlen in das Hoch ein. „Ist ja alles Firtlesanzerei,“ rief ein anderer. „Der Schwedenkönig Gustav Adolf kam nach Deutschland, um unter dem Deckmantel der Religion das Land zu unterjochen und Kaiser von Deutschland zu werden, und die Pfaffen brauchen die Religion als Deckmantel, um die dummen Bauern zu knechten und Kaiser im Dorje zu sein!“

„Und da sollen wir ehrliche, brave Menschen sein,“ fiel ihm ein anderer ins Wort, „sollen nicht stehlen, hübsch gehorchen, nicht begehren des Nächsten Weib, Haus und Acker! Haha! Wer stiehlt denn mehr, als die Großen? Für wen haben wir uns geschlagen? Hab gesehen und miterlebt, was alles diese hohen Herren, die Franzosen und Schweden, fortgeschleppt haben. Da war nichts sicher, weder in Schränken, noch Truhen, weder in Küche, noch Keller, aber das Volk, das simple Volk, das soll die Gebote achten und sich am Gängelbände führen lassen. Eine neue Zeit ist angebrochen, und wir wollen nicht zurückbleiben.“

„Ich habe einen guten Gedanke,“ mischte sich ein rothhaariger Bursche mit einer breiten Narbe auf der Stirn hinein. Er dämpfte seine Stimme zum Flüster-ton: „Wie wäre es, wenn wir dem Kloster am Kreuzeck einen Besuch abstatten? Für andere haben wir gestohlen, für uns selbst noch nichts. Oder ist das Stehlen nur im Großen erlaubt? He? Mein Beutel ist bald leer, und das Kloster ist reich, es hat Wein, goldne Kelche und silberne Mittergottesherzen. Mit den Nonnen und dem alten Rükter werden wir bald fertig. Was sagt ihr dazu, Leute?“

Lauter Beifall begrüßte den Vorschlag, und die Einzelheiten des Planes wurden besprochen. Das Kloster liegt einsam, hieß es, Gefahr ist nicht vorhanden. Die Mauer sollte mit einer Leiter überstiegen, das Thor

von innen geöffnet, die Nonnen geknebelt und dann alles fortgeschleppt werden, was nicht niel- und nagelfest sei. Schon am folgenden Abend wolle man zur That schreiten, und die Bande bestimmte den Ort und die Stunde des Stellbucheins.

„Bist doch auch dabei, Seppel!“ hieß es. Er nickte.

Mit müdem Kopf und halbtrunken war der Geselle in sein Quartier zurückgekehrt. Sein Abendessen, eine zinnerne Schüssel mit Hirsebrei, stand tall auf dem Tische. Jetzt erinnerte er sich, daß er noch nicht zu Nacht gespeißt, aber der Appetit war ihm vergangen. Die wüsten Reden und der Anschlag auf das Kloster gingen ihm im Kopfe herum. Er sollte mithelfen, armen Nonnen, die ihr Leben Gott geweiht, ihren Mitmenschen nur Wohlthaten erweisen, Kranke pflegen und für Sünder beten, ihre geringe Habe zu rauben! So weit war's mit ihm schon gekommen?

Er wandte durch die Stube, trat an den Tisch heran und öffnete die Lade, um sein Lederbeutelchen hineinzulegen. Da stugte er plötzlich, wie wenn ihm ein unsichtbarer Schlag versezt worden. Sein Auge war auf einen kleinen, schwarzen, unscheinbaren Gegenstand gefallen, auf den Rosenkranz seiner Mutter, den er vor Wochen lachend in die Schublade geworfen, denn das Rosenkranzgebete paßte ihm nicht mehr in sein jetziges Treiben. Seine Augen haften minutenlang auf den Holzperlen und dem Hornkreuz, die hundertmal durch die Hände seiner guten Mutter geglitten und von ihr an die Lippen gedrückt worden waren.

Seppel war plötzlich nüchtern geworden. Er stöhnte tief auf und umklammerte mit beiden Händen die Tischplatte, ein Beben ging durch seine Glieder. Die Rosenkranz-körner schienen zu wachsen und er glaubte, seine todte Mutter zu erblicken, wie sie mit drohend erhobenem Finger und Thränen in den Augen vor ihm stand. Er erinnerte sich seiner Kindheit, wie er an der Hand der Mutter zur Dorfkirche ging und dort

fromm beteile und dem greisen Pfarrer bei der Messe diente. Er hörte die Worte, die der Pastor und seine Mutter ihm eingeschärft, nie vom rechten Weg abzuirren und nie am Glauben zu zweifeln. Er erinnerte sich, wie freundlich und liebevoll die Kapuziner-Patres in dem benachbarten Kloster ihn stets aufgenommen und mit Obst und sonstigen Gaben erfreut hatten, und jetzt sollte er seine Hand frevelnd nach Klostergut ausstrecken? „Mutter!“ hauchte er leise und sank auf die Knie. Das Gesicht legte er in beide Hände und zwischen den Fingern tropften heiße Thränen durch. „Nein,“ sagte er sich, „so schlecht bin ich nicht! Ich hab' schwer gefehlt, hab' an Hohn und Spott über alles Heilige Gefallen gefunden, meinen Glauben halb verloren, den schönen Glauben meiner Väter, in dem sie gelebt und gestorben, in dem ich so glücklich war! Aber noch ist's nicht zu spät. Ich kehre zurück auf den Weg, den ich in der Jugend gegangen. Ich hab's ja erfahren: wo kein Glaube ist, da ist auch keine Tugend, und selbst vor Verbrechen scheut der Mensch nicht zurück, der keine Religion mehr im Herzen hat!“

Es war stille geworden in der Kammer, draußen blies der Wächter auf seinem Horn die Mitternachtsstunde. Seppel stand auf und tastete mit zagender Hand nach dem Andenken der Mutter, das in der schweren Stunde der Versuchung sein Retter geworden.

Nach einer schlaflosen Nacht erhob sich Hofer vom Lager, sein Entschluß stand fest. Er selbst war nicht nur ein anderer Mensch geworden, er war auch entschlossen, die geplante Unthat zu verhüten. Es war noch früh am Tage, als er dem Pfarrer des Sprengels sein Verirrungen bekannte und ihm gleichzeitig Mittheilung von dem beabsichtigten Klösterraub machte. Der Pfarrer wies ihn an die städtische Obrigkeit. Der Rath traf sofort Vorkehrungen, um nicht nur das bedrohte Nonnenkloster zu schützen, sondern auch die Räuber zu fangen. Als dieselben am Abend die Mauern überstie-

gen, wurden sie nach kurzer Gegenwehr niedergeworfen und gefesselt in die Verliese der Stadt abgeführt. Nach dem kurzen Verfahren der damaligen Zeit wurde ihnen bald der Prozeß gemacht.

Seppel hielt seinen Schwur: er war von der Stunde an wieder, was er gewesen, bevor die verkommenen Gesellen ihm das Gift des Zweifels, des Unglaubens und der Sittenlosigkeit in die Seele geträufel: ein braver Christ und ein fleißiger Mensch. Als er später nach Gsteig zurückkehrte, schloß er seine Schwester Resi an sein Herz mit den Worten: „Dir und dem Rosenkranz der Mutter verdanke ich meine Rettung aus großer Gefahr: die Rettung meiner Seele, meines Glaubens und meines ehrlichen Namens!“ Dann erzählte er der guten Resi alles, und diese drückte einen heißen Kuß auf die Perlen des alten Rosenkranzes.

Seppel war ein Urahn des edlen Freiheitshelden Andreas Hofer, der, am 20. Februar 1810 zu Mantua erschossen, den Tod für's Vaterland starb. Die Familie des wackeren Patrioten wurde später geadelt.

Sine Urenkelin dieses Helden, Fräulein Charlotte Edle v. Hofer, hat unlängst den Entschluß gefaßt, den Schleier zu nehmen. Die Genannte ist die Tochter des Vorstandes des österreichischen Reichs-Finanzarchives Karl v. Hofer in Wien und bildete sich am dortigen Konservatorium für Musik zu einer vollendeten Klavier-Virtuosin aus. Nach glänzend bestandener Prüfung trat sie die Stelle einer Musiklehrerin in dem Erziehungs-Institut der aus Berlin vertriebenen Ursulinerinnen zu Grulich in Böhmen an und hier reifte der schon lange gehegte Wunsch, ihr ferneres Leben der Kirche zu weihen, zum festen Entschlusse. Am 3. Mai 1884 vollzog der Redemptoristen-Pater Antonius Egger den Akt der Einkleidung zur Novizin. Fräulein Charlotte v. Hofer führt jetzt den Namen Schwester Maria Josepha.

## Der Jugend schönste Zier.

Von Rev. G. Wochner, S. J.



er Jugend schönste Zier, das ist die Unschuld oder die Jungfräulichkeit. Um diese Jugend ist es etwas überaus Werthvolles und Erhabenes. Finden wir ja doch im Heidenthum selbst gewisse Gottheiten, denen nur jungfräuliche Seelen nahe treten sollten. Und so hat das Heidenthum bei all seiner Verkommenheit und Verjüngtheit das Urtheil dahin abgegeben, daß zwischen dem höchsten Wesen und einer reinen Seele eine gewisse Ähnlichkeit oder Verwandtschaft bestehe.

Aber nicht nur der Heide des Alterthums, sondern auch der Heide der Neuzeit fühlt sich nicht selten gedrängt und getrieben, der Jungfräulichkeit Hochachtung und Bewunderung zu zollen. Daher kommt es, daß zuweilen ein großer Sünder einem unschuldigen Kinde nicht lange ins Auge schauen kann. Es wird ihm ganz eigen dabei zu Muth, so daß er zu sich selber spricht oder bei sich selber denkt: Einstens bist du auch so gewesen, so rein, so ehrbar, so unverdorben, ohne Schuld und ohne Fehl; jetzt aber ist es anders, ganz anders!—Ja wohl; jetzt ist es anders, ganz anders!—Der Trunkenbold, der irgendwo in einer Schenke brüllt wie das unvernünftige Vieh auf der Weide und der Bösewicht, der im Kerker seine Missethaten büßt und der Mörder, der das Blutgerüst besteigt, sie sind alle mit einander einstens gute brave Kinder gewesen. Jetzt aber ist es anders, ganz anders!—

Wenn nun im Lichte der *Vernunft* schon die Jungfräulichkeit so erhaben erscheint, wie groß, wie erhaben muß sie dann erst erscheinen im Lichte des *Glaubens*! Gott selbst hat das Urtheil ausgesprochen über den Werth der Unschuld mit den Worten: „O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Glanze seiner Tugenden! Unsterblich ist sein Andenken. Vor Gott

und den Menschen steht es in Ehren!“ — Und als die Fülle der Zeiten gekommen, und der Eingeborene vom Vater hiernieden erschienen war in Menschengestalt, da, hat es sich wiederum so wohl gezeigt, welch' einen hohen Werth die Jungfräulichkeit vor Gottes Augen hat. Denn Niemand anders sollte seine Mutter sein, als diejenige, die wir als die Königin ohne Makel begrüßen, als die Königin der Engel, als die Königin der Jungfrauen. Und Niemand anders sollte Vaterstelle am Heiland vertreten, als der jungfräuliche hl. Joseph, der gerechte Mann, wie die hl. Schrift ihn nennt.

Später dann, nachdem der Heiland der Welt in das öffentliche Leben eingetreten war, sammelte er, wie bekannt, Jünger um sich. Diese Jünger nun, so bald sie einmal Schüler Jesu Christi sich nannten, so mußten sie auch der Enthaltbarkeit leben ganz und gar, und der Liebste unter ihnen war und blieb dem göttlichen Herzen der hl. Johannes. Warum? Weil er so ganz an Unschuld jenen Kindern glich, welche der Herr am späten Abend zu sich beschied mit den innigen Worten: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht; denn ihrer ist das Himmelreich! O diese süßen Laute, wie sind sie doch jenem Ausspruche so ähnlich, der gleichfalls aus dem Munde Gottes stammt und der da heißt: „Selig, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott anschauen!“ — Ja, Johannes der Evangelist, war ein Engel in Menschengestalt und deshalb der Lieblingsjünger Jesu, bevorzugt von ihm wie sonst kein Zweiter. Ihm war es vergönnt, am Herzen Jesu ruhen zu dürfen beim letzten Abendmahl, und auf die Anweisung des am Kreuze sterbenden Erlösers hin der Gottesmutter sich so nahe gestellt zu sehen, wie das beste Kind der liebsten Mutter sich nahe weiß.

Wie nun unser Heiland in seiner nächsten Umgebung jungfräuliche Seelen wissen wollte, so wollte er auch, daß diejenigen, welche als Nachfolger der Apostel seine Gnaden spenden und seine Wahrheiten verkünden sollten, einen jungfräulichen Wandel führen. Darum ergeht an Jeden, der von Gott dem Herrn zum Priesterthum sich berufen glaubt, die hochwichtige Frage: „Willst du rein sein, wie ein Engel Gottes?“ Und erst wenn diese Frage bejaht ist, werden ihm weisend die Hände aufgelegt, damit er als Priester Gottes ein Verkünder des göttlichen Wortes sei, ein Auspendender der hl. Sacramente und das hochheilige Opfer des neuen Bundes am Altare feiere, das, wie der Prophet schon Jahrhunderte zuvor verkündet hatte, vom Ausgang bis zum Niedergang dargebracht werden wird, ein ganz eigenes Speiseopfer. — „O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Glanze seiner Tugenden!“ Schön nennst du das goldene Licht; schön das Firmament, wenn es im reinsten Blau über deinem Haupte sich wölbt. Schön die spiegelglatte Fläche eines Sees aus dessen Tiefen der Sonne Ebenbild erglänzt. Was ist aber das im Vergleiche zu einer makellosen Seele! Gleichwie zur Mitternachtsstunde aus dunklen Himmels Höhen die wunderbaren Sterne niederleuchten still, und klar, als wären sie die ewigen Lichter am Throne des Allerhöchsten, so leuchten vom düstern, fündigen Erdenrund die Seelen derjenigen zum Himmel empor, die reinen Herzens sind und Gottes Auge ruht mit unendlichem Wohlgefallen auf ihnen! — Fürwahr, der Jugend schönste Zier, das ist die Unschuld.

Jugendliche Herzen, die vom Geiste des Christenthums recht durchdrungen sind, wissen das wohl und darum suchen sie diese kostbare Perle, die wir Alle in gebrechlicher Schale tragen, mit Furcht und Zittern zu bewahren. Sie behüten als kostbares Kleinod den Kranz der Jungfräulichkeit, damit er ihnen ja doch unverfehrt verbleibe, unverwelkt, unentwehrt, um denselben, je nach dem Ruße, der an sie ergeht, entweder

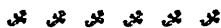
in voller Frische niederzulegen auf den Traualtar oder ihn mit sich zu nehmen durch's Leben hindurch, durch's ganze lange Leben, zum schönsten Schmuck der einst für ihr sterbend Haupt, für ihren Sarg und für das Kreuz auf ihrem Grabhügel. Ja Millionen und wieder Millionen, haben Alles gethan, Alles gelitten, Alles gewagt, Alles geopfert zur Rettung und zum Schutze ihrer Unschuld. „Nehmet uns Krone und Scepter“ riefen selbst Fürstentöchter und Fürstentöchter aus, „zermalmet diese Kleinodien in Splitter, wir beklagen uns darüber nicht; aber unschuldig wollen wir bleiben. Entreißet uns die letzte Habe, so daß wir betteln gehen müssen von Thür zu Thür; verbannet uns in die Wüsteneien hinein oder versenket uns in die Kerker tiefen hinab, wir wehren uns nicht; aber unschuldig wollen wir bleiben! Verurtheilet uns zum Feuer oder Schwert, spannet uns aus auf die Folterbank, löset Glied um Glied von unserem Leibe, versprizet unser Blut Tropfen für Tropfen, wir weigern uns nicht dagegen; aber unschuldig wollen wir bleiben.“ — O, die Unschuld ist Alles werth! So lange die Jugend diese ihre schönste Zier wohl in Ehren hält, so ist es auf das Beste mit ihr bestellt. Wird aber diese Jugend einmal preisgegeben, dann gleicht solch' eine Jugend nur mehr einem Grabe, das nach Außen hin, weil ausgeschmückt, vielleicht noch angenehm ins Auge fällt, im Innern aber nichts anderes in sich birgt, als Verwesung und Auflösung und alle Greuel des Todes. — Unschuld! Heilige Jugend! Könnte man dich wachrufen in allen Menschenherzen, das verlorene Paradies wäre bald wiederum gefunden. Aber weil diese Jugend schwindet, mehr und mehr, deshalb wird die Welt auch unglücklicher mit jedem Tag. Es kann auch gar nicht anders sein. Denn ist der Mensch einmal vom bösen Geiste der Unlauterkeit wie von einem Satan besessen, dann ist er aber auch entwehrt ganz und gar. Entwehrt ist das Auge, entwehrt ist das Ohr, entwehrt ist die Zunge; entwehrt ist die Einbildungskraft,



Verstand und Wille. Die Seele ist entweicht, der Leib ist entweicht, der ganze Mensch er ist entweicht.—Unschuld, heilige Tugend! könnte man dich wachrufen in allen Menschenherzen, das verlorene Paradies wäre bald wiederum gefunden.

Glücklich, die in Unschuld dahingehen; die da wandeln im Gehege des Herrn! Ja dreimal glücklich jene Alle, die reinen Herzens sind. Glücklich im Leben, glücklich im Tode.—„Wie froh bin ich, als Jungfrau zu sterben!“ rief einstens eine makellose Seele aus, als es galt, den großen Schritt in die Ewigkeit zu wagen. „Mein Jesus! wie bist du so schön!“ mit diesem Ausruf verhauchte eine andere jungfräuliche Seele ihren letzten Athemzug. Ein wunderbares Singen hörte einstmals eine sterbende Jungfrau und sah Lilien blühen an Fußende ihres Sterbelagers.—Es war an einem Charfreitag als ein junges Herz in Todesängsten verfiel und gerade als die Glocken wieder zum „Gloria“ läuteten, betete die Sterbende noch einmal: Jesus dir lebe ich! Dir sterbe ich! Dein bin ich im Leben und im Tode!“ und übergab dann ihre reine Seele getrost in die Hände ihres Gottes und Herrn. „In den Himmel! In den Himmel!“ rief der englische Jüngling,

der hl. Aloysius, aus, während er den Todesengel in nächster Nähe erblickte. Und der hl. Johannes Berchmanns, der, erst zweiundzwanzig Jahre alt, aus diesem Leben schied, stimmte kurz vor seinem seligen Ende einen Lobgesang an zu Ehren Mariens.—Gleichwie in deutschen Gauen zur späten Stunde, wenn die Abendröthe schon verglommen, die Lerche der Flur sich noch einmal in die Höhe schwingt und ihre süßen Weisen anhebt, dem scheidenden Tage zum Abschied, der aufsteigenden Sternenvelt zum Willkomm und dem ewigen Gott zum Preis, so sollte auch dieses engelgleiche kurze Erdenleben, das so ganz ein lauterer Lob Gottes war, nicht im trostlosen Todeskampfe enden, sondern im Jubelliede der Lobpreisung von Jesus und Maria.—Glücklich, die in Unschuld dahingehen; die da wandeln im Gehege des Herrn! Wer wird hinaufsteigen den Berg des Herrn? Wer stehen an seinem heiligen Orte? Derjenige, der rein an Händen und unschuldig von Herzen, seine Seele nicht mißbraucht zum Eiteln. Diese werden den Segen erlangen vom Herrn und Barmherzigkeit von Gott ihrem Heiland. Selig, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen!—



### Das Skapulier rettet Tochter und Mutter.

Der Hochw. P. J. M. erzählte uns: Vor fünf Jahren befand ich mich zu Preston, Lancashire, England. An einem heißen Julitage kam eine junge fromme Sodalin zu mir und theilte mir mit, daß in Grayhound Inn ein Mädchen dem Tode nahe liege, das sich dem Lafter des Trunkes ergeben habe und seinen religiösen Pflichten seit Jahren nicht nachgekommen sei; vielleicht, daß es mir gelinge, sie zu bekehren und die Seele der Unglücklichen zu retten.

Ich dankte ihr für den Beweis so recht katholischer Nächstenliebe und machte mich alsbald auf den Weg zur Inn

(Wirthschaft). In einem Zimmer ebener Erde fand ich mehrere Frauen, darunter auch die Herrin des Hauses, die mir als ein laues Mitglied unserer Kirche bekannt war, in eifriger Unterhaltung. Mein unerwartetes Erscheinen schien ihnen nicht gerade angenehm zu sein.

„Entschuldigen Sie,“ sagte ich, „ist nicht Jemand hier im Hause krank?“

„Doch, meine Tochter,“ antwortete die Herrin, „aber ich wüßte nicht, daß man um Ihren Besuch gebeten hätte.“

„Sie haben Recht,“ antwortete ich. Ich habe aber erfahren, daß Ihre Tochter sehr gefährlich darniederliegt und als Priester

ist es meine Pflicht, ihr meinen Beistand anzubieten."

„Meine Tochter ist droben, in ihrem Zimmer; ich rathe Ihnen aber, nicht zu ihr zu gehen; denn sie wird fluchen und eine Scene machen," sagte die Mutter.

Ich begab mich dessen ungeachtet in das Krankenzimmer gefolgt von der Frau. Als die Kranke mich wahrte, machte sie eine unwillige Bewegung, schloß die Augen und sekte allen Fragen ein trotziges Schweigen entgegen. Alles Zureden, jede Ermahnung und ernste Warnung blieb unbeachtet.

Das Mädchen blieb starr und unbeweglich und ein finsternes Gefühl überschattete das Gesicht. Da gewahrte ich, daß die Patientin ein Skapulier trug.

„Wie kommen Sie denn dazu, ein Skapulier zu tragen," frag ich, „und wie können Sie so verstockt sein, mit dem Kleide der Allerheiligsten Jungfrau bekleidet und doch unverzöhnt mit Gott in's Grab zu steigen?“, frag ich ernst.—Die Gnade wirkte!

Langsam, wie widerstrebend, öffnete die Kranke die Augen und flüsterte mit klangloser Stimme: „Das Skapulier erhielt ich in meiner frühen Jugend als Schülerin des Convent, damals war ich fromm und gut.“ „Werden Sie es wieder," entgegnete ich, „und verzöhlen Sie sich mit Gott durch ein aufrichtiges reumüthiges Sündenbekenntniß.“

„Nicht jetzt, nicht jetzt," antwortete sie. „Wie kömmt es, da ich ja gestern noch betrunken war.“

Eindringlicher sprach ich ihr zu und die liebe Mutter Gottes mag wohl geholfen haben, das starre Herz zu erweichen. Sie legte zuletzt in recht zerknirschter Gesinnung eine gewiß gute Beichte ab.

„Nun will ich Ihnen auch die heilige Wegzehrung geben," sagte ich.

Aber sie wehrte wieder ab. „Ich bin ja nicht würdig, jetzt noch nicht," wiederholte sie mehrmals.

Als ich sah, daß es ihr damit ernst war und da ich annehmen konnte, daß sie doch noch mehrere Tage, vielleicht Wochen zu leben haben würde, drang ich nicht länger in sie, sondern verabschiedete mich.

Etwa zwei Wochen später ging ich wieder zur Inn; diesmal hatte die Mutter mich rufen lassen.

Als ich an's Bett der Kranken trat, sah ich, daß ich eine Sterbende vor mir hatte. Diesmal war mein Empfang ein anderer. Das ganze Wesen des Mädchens schien umgewandelt. Selbst das Anklitz, in welches die Leidenschaft ihre ersten Runen zu graben schon begonnen hatte, schien wie durch einen Hauch des Friedens verschönt zu sein. Sie legte nochmals eine Lebensbeichte ab und empfing die Sacramente in rührend erbaulicher Weise. Als ich ihr bei Spendung der hl. Oelung eben die Hand faßte, wandte sie sich plötzlich zu ihrer Mutter, die laut weinend zu Füßen des Bettes kniete, und sagte ihr: „Weine nicht über mich; denn ich sterbe gern und hoffe, daß Gott mir gnädig sein wird; aber weine über dich: denn auch du hast seit Jahren deine kirchlichen Pflichten vernachlässigt, nicht gebeichtet und nicht communicirt.“

Ich pries in meinem Herzen Gottes Gnade und die Hülfe „Unserer lieben Frau vom Berge Karmel.“

Der Tochter letztes Wort mag wie die Stimme des Engels, der zum Gerichte ruft, das Herz der Mutter getroffen haben. Denn sie war fortan wie umgewandelt. Sie kam zur Kirche, beichtete und communicirte und bemühte sich fortan eines recht christlichen Lebenswandels.



Du bangeist? lächle munter,  
Von a u ß e n nur es weht;  
Der Mensch geht nimmer unter,  
So lang er i n n e n steht.

Und wenn mit kaltem Hauche  
Der Herbst die Blätter bricht,  
So gilt es nur dem Strauche;  
Die Wurzeln bricht er nicht.

## Ein Krucifix.



Am 5. Januar 1860 starb zu Philadelphia der vierte Bischof dieser großen berühmten Stadt, Johann Nepomuk Neumann, dessen Seligsprechungs-Prozeß eben betrieben wird. Seine Familie stammte aus Bayern, lebte aber im benachbarten Böhmen, woselbst der kleine Nepomuk 1811 das Licht der Welt erblickte. Er legte frühzeitig eine ungewöhnliche Begabung des Geistes an den Tag, und erhielt erst im Schooße seiner Familie, dann in Budweis und Prag eine sorgfältige und sehr allseitige Erziehung. Freilich fehlte es an der Hochschule zu Prag nicht an aufklärerischen Elementen, sowohl unter den Professoren, als unter der Studentenschaft. Aber die Erziehung im Vaterhause „nach alter Mode“, wie er selbst sie später nannte, d. h. die echt christlichen Gesinnungen und Grundsätze, welche er da erhalten hatte, hielten Stand und hinderlen ihn nicht im mindesten, sich in den verschiedensten Wissenszweigen, namentlich in den Naturwissenschaften, umfassende Kenntnisse anzueignen. Eine Weile unerschlüssig, welcher der vier Fakultäten er Talent und Leben widmen sollte, folgte er endlich entschlossen dem Berufe zum heiligen Priesterstande, zu dem er sich während seiner Studien immer mächtiger hingezogen fühlte und verließ angeregt durch die Briefe des jeeleneifrigen Missionars Baraga im Jahre 1836 sogar Heimath und Eltern, um als Missionar in Amerika seine Talente und Kenntnisse fruchtbarer im Dienste Gottes und für das Heil unsterblicher Seelen verwenden zu können. In der That segnete Gott dieses Verlangen in freigebigster Weise. Der feingebildete junge Mann, der es mit Freuden auf sich nahm, in New York zum Katecheten armer verlassener Kinder zu werden, zog durch seinen Eifer und sein Geschick gar bald die Aufmerksamkeit der geistlichen Oberen auf sich

und ward in wenigen Jahren einer der geachtetsten und gefeiertsten Missionäre. Seine Wirksamkeit gewann an Umfang, als er in die Kongregation vom heiligsten Erlöser eintrat und in dieser rasch nach einander mit den bedeutendsten Aemtern bekleidet ward.

Als im Jahre 1852 der berühmte Bischof Kenrick von dem bischöflichen Stuhle von Philadelphia auf den erzbischöflichen Stuhl von Baltimore berufen wurde, bezeichnete die allgemeine Stimme von Klerus und Volk den Redemptoristen Neumann als den Würdigsten, um ihm in Verwaltung der Diözese Philadelphia zu folgen, und trotz seines demüthigen Widerstrebens erhob ihn Pius IX. auf diesen bischöflichen Stuhl. Acht Jahre leitete er mit großem Segen die katholischen Gemeinden der immer mächtiger anwachsenden, riesigen Stadt und des Staates Pennsylvania. Unermüdblich war er besonders in der Gründung katholischer Schulen, Vereine, Anstalten und Ordenshäuser. Er brachte die große Kathedrale von Philadelphia nahezu zur Vollendung. Nachdem er im December 1854 der feierlichen Definition der unbesleckten Empfängniß in Rom beigewohnt hatte, besuchte er auf der Rückreise seinen Geburtsort in Böhmen. Die Nachricht von seiner Ankunft versetzte die ganze Stadt in freudige Bewegung. Dekan und Klerus, Bürgermeister und Stadtrath an der Spitze, zog ihm die ganze Bevölkerung in festlichem Zuge entgegen und geleitete ihn zur Kirche, um dort Gott mit ihm für seinen so herrlichen Beruf zu danken und den Segen Gottes über seine Heimath herabzurufen. Der höchste Herzensjubiläum an diesem schönen Tage aber ward seinem greisen, neunzigjährigen Vater zu Theil, der selbst nicht mehr zur Kirche mitgehen konnte. Aber das ganze Volk strömte mit dem Bischofe von der Kirche zum väterlichen

Hause, und als der ehrwürdige Greis seinen Sohn, der ihn als angehender Seminarist verlassen, nun mit dem bischöflichen Kreuze geschmückt, unter einem Strom von Freudenthränen an sein Herz drückte, da wollten die Hurrahs und Freudenrufe auf der Treppe, in der Hausflur und weit um's Haus kein Ende nehmen. Jedermann hoffte etwas mit zu bekommen von dem Vatersegen, mit dem dieser treue, wackere Sohn belohnt ward und von dem bischöflichen Segen, welcher die Opferliebe dieses biederen Vaters erwiderte, und von der Segenskraft jener katholischen Liebe, welche weit über's Weltmeer dringt und alle Völker umjängt zu einer großen Gottesfamilie.

Doch nicht von diesem verdienstvollen Kirchenfürsten wollte ich eigentlich erzählen, sondern bloß von einem Elfenbeinkreuzige, das bei seinen Exequien nebst Kelch, Patene, Injul und Stab auf dem reich geschmückten Katafalk stand. Er hatte es im Leben überaus lieb, und darum stellte man es ihm auch an seine Leiche, bevor diese in die Gruft gesenkt ward, um dort der glorreichen Wiederkunft des Sekreuzigten und ihrer eigenen Auferstehung zu harren. Ueber dieses Kreuzige meldet die Lebensbeschreibung Bischof Neumann's das Folgende:

In dem reizenden Thale Brembano, etliche zehn Stunden von Mailand, wurde armen Bauersleuten am 22. Januar 1801 ein Söhnlein geboren und gleich nach seiner Geburt Karl Anton getauft. Karl zu Ehren des großen und heiligen Erzbischofes von Mailand, Anton zu Ehren des heiligen Antonius von Padua, zu dem ichliche und einfache Leute nicht nur in Italien, sondern allüberall und nicht umsonst eine so innige Verehrung tragen. Die Eltern des Knaben aber hießen Pesenti. Sie hatten ihrem Kinde weder kostbares Spielzeug, noch sonst irdischen Tand mitzulheilen, aber dafür den besten aller Schätze, echt christlichen Glauben und innige Frömmigkeit. Die ziehlingsunterhaltung des jungen Knaben

war, mit einem rohen Taschenmesser, das er bekommen hatte, aus gewöhnlichem Holze Heiligenbilder zu schnitzen — vor Allem das Bild der lieben Mutter Gottes und die Bilder seiner Namenspatrone San Karlo und Sant' Antonio. Zeichnen hatte er nicht gelernt. Er fing gleich mit Schnitzen an. Das gab erst ein Gesicht, dann eine Figur — und zum Vorbilde für die weiteren Studien nahm er die Muttergottesbilder am Wege und die Statuen der Heiligen in der Dorfkirche. Als er zum Jüngling herangewachsen war, gedachte er nicht anders, als sich ganz und gar Gott zu widmen und machte sich deshalb auf zu einer frommen Pilgerfahrt nach Rom. Doch wegen politischer Unruhen war damals eben allen Fremden der Eintritt in die päpstlichen Staaten vermehrt und der junge Pilgrim kam nicht weiter als bis zu dem alten Kloster des hl. Nikolaus von Tolentino, das einen jener schönen Hügel krönt, zu deren Füßen das stolze Genua sich ausbreitet. Die Schaaren Napoleon's hatten zwar die geheiligten Räume entweiht und in Kasernen verwandelt, aber sie waren jetzt wieder hergestellt und abermals dem Dienste Gottes gewidmet. Hier fand der junge Pesenti auf seiner Pilgerfahrt liebevolle Aufnahme um Gottes willen, und es ward ihm in der freundlichen Einsamkeit so wohl und glücklich um's Herz, daß er die Mönche bat, ihn als Laienbruder bei sich behalten zu wollen. Seine Bitte ward erhört, er bestand sein Noviciat zu Jedermanns Zufriedenheit und legte als Laienbruder seine Gelübde ab. Fünfzehn Jahre lebte er hier in tiefer Verborgenheit, Niemanden bekannt als den Mitgliedern des Klosters, die sich an seiner Tugend erbauten, den Armen Kranken und Kindern der Umgegend, denen er zahllose Werke der Liebe und Barmherzigkeit erwies, und dem Himmel, der allein Zeuge seiner innigen Gottesliebe und Andacht war. Zu seiner Erholung fuhr er fort in seiner rohen Weise, so gut er es eben konnte, Heiligenbilder zu schnitzen. Eifrig

studierte er aber Leben und Charakteristik der Heiligen in den Büchern, die er in der Klosterbibliothek fand und ahmte die Bilder nach, mit welchen die alten Handschriften verziert waren. Gar oft betrachtete er während dieser Jahre der Zurückgezogenheit das bittere Leiden unseres Erlösers und nährte seine Seele so innig mit diesen Geheimnissen der Liebe, daß selbst sein Anklaglich in heiligem Mitgefühl der Liebe zu erklären schien.

Eines Tages saß der demüthige Mönch von St. Nikolaus wiederum in seiner Zelle, ganz versenkt in die heiligen Leidensgeheimnisse, welche die gewöhnliche Nahrung seiner Seele ausmachten. Er folgte betrachtend dem Heilande auf seinem Kreuzwege nach Golgatha. Da ward ihm plötzlich, als wäre er bei dem gewaltigen Schaupiele selbst zugegen. Er sah den Kalvarienberg selbst vor sich. Er stand neben Johannes und den drei Marien am Fuße des Kreuzes. Um ihn drängte sich die wirre, blutdürstige Menge. Er hörte ihre Spottreden, ihre Lästerungen, ihr triumphirendes Gelächter. Ueber ihre Häupter empor ragte das Kreuz und an ihm hing leblos die heilige Leiche des Erlösers. Die Sonne war umdüstert und nur einzelne Blitze erhellten dann und wann die düstere Schreckensnacht. Immer dichter ward die Finsterniß. Alles entschwand langsam den Augen, bis auf das Kreuz und den Gekreuzigten. Da flehte der fromme Bruder, daß das Bild des leidenden Gottmenschen ihm nicht so schnell entzogen werden möchte. Und sein Gebet ward erhört. Das Bild des Gekreuzigten blieb noch eine Weile vor seinen Blicken schwebend. Ein matter Lichtstrahl schimmerte über den heiligen Leichnam hin, auf dem das Leiden seine Spur zurückgelassen. Aber das Leiden selbst war vorüber. Ein süßer Ausdruck unaussprechlicher Ruhe verklärte den letzten Zug des überwundenen Todeskampfes; der Tod selbst schien durch einen Strahl göttlicher Liebe besiegt. Je länger und inniger der Mönch seinen Blick auf

dies im Tode verklärte Anklaglich hestete, desto mehr schien ihm die Glorie ewigen Lebens den Schatten des Todes zu überstrahlen, und eine innere Stimme mahnte ihn, dies Bild des Gekreuzigten in dauerndem Stoffe festzuhalten und zu verewigen.

Als Fra Karlo von dieser Betrachtung wieder zu sich kam, fand er sich betend auf dem Boden ausgestreckt, in Thränen gebadet. Ein einziger Gedanke beschäftigte und fesselte da alle seine Kräfte, das Bild, das er erschaut hatte, Zug um Zug in seinem Geiste zu bewahren und unauslöschlich festzuhalten. Mit kindlicher Einfalt wandte er sich zur allerheiligsten Jungfrau und richtete an sie, so innig und herzlich wie noch nie, die schöne Bitte des Stabat Mater:

Heil'ge Mutter drück' die Wunden,  
Die Dein Sohn für mich empfunden  
Tief in meine Seele ein.

Oft und innig diese Bitte wiederholend, sah er sich nach einem Stoffe um, in welchem er das erschaute Bild verewigen könnte, und fand, nach langem Suchen, in einem Speicher des Klosters ein großes Stück Elfenbein, das unter dichtem Staub und Gerümpel wohl seit Jahr und Tag da unbeachtet gelegen hatte. Vielleicht hatte es einer der Franzosen dahin verschleppt, als das Kloster zeitweilig Kaserne war. Genug, für Fra Karlo war dieß der kostbarste Fund, den er hätte machen können. Ganz selig trug er ihn in seine Zelle und ging an's Werk.

Vier Jahre arbeitete der gute Mönch daran, aus diesem harten Elfenbein jenes Bild des Gekreuzigten, das ihm immer noch so klar, so lebendig, so leidensvoll und doch so göttlich, so mild und doch so ernst vorzuschwebte, unter Thränen und Gebet herauszugestalten. Viele Bußwerke legte er sich auf, zahllose Gebete sandte er zum Himmel, um dasselbe unverändert und klar im Geiste zu behalten, unverändert und ganz dem schwierigen Stoffe einzuprägen. Zwanzig und oft dreißig Stunden blieb er unverdroffen an der Arbeit und gönnte sich kaum so viel Nahrung, um karglich das Le-

ben zu fristen. Oft traf ihn der Dämmer-  
schein des Morgens noch bei dem Werke,  
das er seit dem Mittag des vorigen Tages  
kaum unterbrochen. Mehr als einmal sank  
ihm der Muth. Das Bild umdüsterte sich.  
Die Ausführung schien ihm so ganz und gar  
nicht zu entsprechen. Der harte Stoff wei-  
gerete sich, jene himmlische Verklärung wie-  
der zu geben, das dem erschauten Urbilde  
so mächtigen Zauber lieh. Dann warf sich  
der fromme Künstler betend zur Erde und  
wandte sich zu der schmerzhaften Mutter  
um Rath und Hilfe. Innig ließ er aber-  
und abermals die Geheimnisse der Passion  
an sich vorüberziehen und versenkte sich in  
all' den Schmerz und all' die Liebe, in die  
Dual der Menschheit, in den Sieg der Gott-  
heit am Kreuze. Dann raißte er sich wieder  
auf und versuchte auf's neue das unerreich-  
bar scheinende Werk.

Während dasselbe nach mehreren Jahren  
unfäglicher Mühe und vielfacher harter  
Verdemüthigung seiner Vollendung entge-  
ging, hatte sich der Ruf davon durch die  
Mönche erst in die nächste Umgegend, dann  
allmählig weiter in die umliegenden Städte  
verbreitet. Reisende besuchten das Kloster,  
hörten von dem Künstler, wollten das Bild  
sehen und trugen die sonderbare Neuigkeit  
weiter. Den einfachen Landleuten aus der  
Nachbarschaft folgten bald Kunstkenner,  
hochgestellte Leute, Künstler von Ruf. Die  
Zelle des armen Laienbruders wurde ein  
wahrer Wallfahrtsort. Alle Welt wollte  
das merkwürdige Kreuzbild beschauen.

Angelockt von all dem Lobe des Bildes,  
das nach Genua gedrungen war, und von  
all' den Gerüchten, welche sich über dessen  
Urheber und Entstehung in der ganzen  
Umgegend verbreitet hatten, kam unter an-  
deren angesehenen Besuchern gegen Ende  
des Jahres 1843 auch der amerikanische  
Konsul in Genua, Herr C. Lester, in das  
Kloster des hl. Nikolaus von Tolentino und  
begehrte das Bild zu sehen. Trotz dem  
Widerstreben Fra Karlo's wurde es ihm  
gezeigt. Lester ward von dem Anblicke zu

solcher Bewunderung und Begeisterung,  
hingerissen, daß er Alles aufbot, um das  
Bild an sich zu bringen. Nach langer Wei-  
gerung wurde es ihm endlich auf seine in-  
ständigen Willen überlassen und in sein  
Haus nach Genua gebracht. Dort legte  
der Künstler während noch ungefähr eines  
halben Jahres die letzte Hand daran.  
Dann wurde es an einem schönen, reichge-  
schnitzten Holzkreuz befestigt und in der  
Kunstakademie zu Genua öffentlich ausge-  
stellt. Die ganze Welt der Kunstfreunde  
und Kunstkenner war bezaubert von seiner  
Schönheit und künstlerischen Vollendung.  
Namhafte Künstler spendeten ihm unbe-  
grenztes Lob. Berühmte Anatomen prüf-  
ten es auf's genaueste und erklärten es für  
ein Wunder anatomischer Genauigkeit.  
Jede Ader, jede Muskel, jeder Theil der  
ganzen Gestalt so richtig aufgefaßt, so ge-  
nau und vollkommen ausgeführt: sie konn-  
ten kaum begreifen, wie ein sächlicher Laien-  
bruder, ohne allen Unterricht in der Kunst,  
ohne alles und jedes Studium der Anato-  
mie dies Meisterwerk habe zu Stande brin-  
gen können. Vor Allem wurde das sanft  
herablehnende Haupt und die Haltung des  
hängenden Leibes als unübertroffen be-  
zeichnet.

Auf den Wunsch des berühmten amerika-  
nischen Bildhauers Powers wurde das  
Kreuzbild von Genua nach Florenz gebracht.  
Dieser Künstler glaubte, einen Theil der  
Augenbrauen noch verbessern zu können.  
Nachdem er aber das Bild zu diesem  
Zwecke zehn Tage bei sich behalten, gestand  
er offen, er glaube, daß dasselbe von kei-  
nem Künstler auf Erden verbessert werden  
könnte: er selbst fühlte sich jedenfalls außer  
Stande, irgend welche Verbesserung vor-  
zunehmen. Herrn Lester aber schrieb er  
über das Bild: „Es ist das größte Werk in  
Elfenbein, das ich je gesehen habe und ich  
weiß nicht, ob sich ein ähnliches von glei-  
cher Größe aus demselben Materiale gear-  
beitet, überhaupt vorfindet. Doch dies, ob-  
wohl von nicht geringer Bedeutung, ist

dennoch seine geringste Empfehlung. Es liegt ein Ausdruck der Ruhe und Würde darin, wie ich ihn als die trefflichste Charakteristik unseres Erlösers betrachte und nie zuvor in irgend einem ähnlichen Werke gefunden habe.“

Zu hohem Preise—einmal um die Summe von 10,000 Dollars—ging das merkwürdige Krucifix durch die Hände mehrerer Besitzer, bis es endlich von Bischof Neumann erworben ward. Dieser betrachtete es nicht, wie die darüber weitläufig debattirende Tagespresse, als ein bloßes Werk wohl auffallender, aber natürlicher Kunstanlage, sondern als ein Werk, das unter übernatürlicher Eingebung und Hilfe zu Stande kam, einer Hilfe, die sich jener fromme Mönch durch seine Frömmigkeit und demuthsvolle Liebe zum Gekreuzigten erworben. Er ließ es erst in seiner Privatkapelle, dann in der neuen Kathedrale aufstellen und hielt es hoch in Ehren, bis es, als Zeichen seiner eigenen Andacht und Kreuzesliebe auf seinem Katafalke stand. Wie sich der liebe Leser übrigens die Geschichte dieses Krucifixes zurechtlegen

und erklären mag: das ist gewiß, daß sie keine Ueberspanntheit und Unmöglichkeit einschließt. In derselben kindlichen Einfalt und Frömmigkeit, in derselben Gluth betrachtenden Gebetes, welche von diesem armen Mönche berichtet wird, sind jene herrlichen religiösen Kunstwerke des Mittelalters entstanden, welche die glaubenstose Gegenwart wohl anstaunt und nachahmt, aber nicht zu erfinden und selbstständig auszuführen weiß, weil sie eben nicht betet. Sacht christliche Künstler haben jedoch bis herab auf diesen Tag in Betrachtung und Gebet, unermüdlischer Arbeit und entsagender Selbstaufopferung jenes erhabene Werk fortzujagen sich bemüht. Im Dome zu Münster in Westphalen steht eine „Grablegung Christi“, die wohl Niemand ansehen kann, ohne sich innerlich zum Gebete aufgefordert zu fühlen. Eine mehr als bloß natürliche Schönheit bejeelt die starren Gestalten. Es athmet ein Leben in ihnen, wie es nur inniges Gebet und lebendiger Glaube einzuhauchen im Stande ist.

H. Baumgartner, S. J.



Dein Herz, Maria, schlägt für Alle  
In gleicher Lieb und gleicher Huld,  
Du heilst die Wunde, die vom Falle  
Dein Kind erlitt durch eigne Schuld.

Du bist der Stern, der mild uns leuchtet,  
Wenn uns umhüllt des Grabes Nacht;  
Wenn Todeschweiß die Stirne feuchtet,  
Dann, Mutter, zeig uns deine Macht.

Und ist dann glücklich überstanden  
Der letzte Kampf, der letzte Streit,  
Dann laß uns überselig landen  
Im Reich der Himmelsfeligeit!

Flieh der Erde laut Getümmel,  
Bleib' den Menschen möglichst fern;  
Deine Heimath ist der Himmel  
Wende dich zu Gott, dem Herrn.

Wie drängt es mich, dein Lob zu singen,  
O, süße Himmelkönigin!  
Dir möcht, ich Jubelhymnen bringen,  
Dir, aller Christen Helferin!

Doch kann ich nur zu deinen Füßen  
So leer, so arm hier niederknie'n  
Und liebend dich von Herzen grüßen,  
Mich weihen dir mit Kindesinn.

Es gibt einen Herbst im Leben,  
Da nehmen die Freuden ab,  
Da steigen die ernstesten Gedanken  
Wie Aestern aus dem Grab.

Frag' den Grassalm, der den Morgen  
Regenschwer entgegen zittert,  
Ob er heute wünschen möchte,  
Daß es gestern nicht gewittert.

## M u t t e r a c h e .

Will mir das Herz auch brechen,  
Das nie solch' Weh vergißt. —  
Wohlan! ich will mich rächen,  
Doch wie ein wahrer Christ!



Auf dem Schlosse von Thure, vier Stunden von Laval, lebte als Haushälterin die Wittve Huneau, in der ganzen Gegend wegen ihrer thätigen Nächstenliebe wohlbekannt. Da sie sich einige praktische Kenntnisse der Heilkunde erworben hatte, so fand sie dadurch noch mehr Gelegenheit, Gutes zu thun; und wenn sie dem Kranken nicht immer mit ihren Arzneimitteln zu heilen vermochte, so weckten ihre frommen Ermahnungen und Rathschläge doch stets eine heilsame Reue und tröstliche Hoffnungen in seiner Seele, denn mit ihren übrigen trefflichen Eigenschaften verband sie eine musterhafte Frömmigkeit.

Seit mehreren Jahren Wittve, hatte Frau Huneau nur Einen Sohn von fünfzehen Jahren. Durch seine Jugend und durch einen schwachen Körper gehindert, mit seinen Landsknechten für Gott und den König die Waffen zu ergreifen, suchte er doch, so viel in seinen Kräften stand, der guten Sache nützliche Dienste zu erweisen, und er war es gewöhnlich, der die Briefe hin und wieder trug und die Bewegungen der republikanischen Truppen beobachtete. Indessen hatten jene Bewohner der Gegend, die sich den revolutionären Gesinnungen hingegeben, die Ursache der so häufigen Abwesenheit des jungen Menschen beargwöhnt und Einer übernahm es, denselben dafür zu bestrafen. Und als jener eines Abends, von einer solchen Wanderung heimkehrend, schon in dem Baumgang, welcher zum Schlosse führte, und nur noch zwanzig Schritte von seiner Mutter, die ihm entgegenkam, sich befand, fielen in einem nahen Gebüsche zwei Schüsse, und der Jüngling stürzte, von mehreren Kugeln getroffen, zu Boden, während ein

Mensch sich durch die Hecken arbeitete und im vollen Laufe forttrante.

Die unglückliche Mutter aber konnte von allen Mitteln der Heilkunst, die ihr bekannt waren, bei ihrem geliebten Kinde nichts anwenden, denn sein Leben war entflohen. Nur sie selbst bedurfte aller Hilfe, welche die Andacht und Ergebung in den Willen Gottes gewährt. Zwar glaubte sie im Anfang, Alles verloren zu haben; aber es lebten in der damaugen trüben Zeit noch viele Unglückliche mit ihr — es blieb also für sie gar Manches zu thun übrig und mit dem Beistand von Oben überwand sie endlich ihre Trostlosigkeit und begann wieder von neuem mit christlicher Liebe überall zu rathen, zu sorgen und zu helfen.

Einige Zeit nach jenem traurigen Ereignisse hörte man in dem Bezirke von einem Manne reden, der als ein wüthender Revolutionär bekannt war und nun mit Einemmale von einer fürchterlichen Krankheit sollte befallen worden sein. Mit den entsetzlichsten, körperlichen Schmerzen waren die noch quälenderen Leiden einer von Gewissensbissen zerrissenen Seele vereinigt. Sein Rasen, sein wüthendes Geheul und vor Allem seine furchtbaren Lästereien, hatten ihn selbst für seine Angehörigen, die sich ihm nicht mehr zu nähern wagten, zu einem Gegenstande des Grauens und Abscheues gemacht.

Frau Huneau hatte All dies gleichfalls erfahren und bei dem Namen des Mannes sah man sie von einem heftigen Zittern ergriffen, doch schnell wieder in ihrer gewöhnlichen Haltung und Ruhe gefaßt. Bald darauf verließ sie mit dem großmüthigsten Entschlusse, wie ihn nur der liebe Gott einflößen kann, in der Brust, ihre Wohnung, ging nach dem Hause des Unglücklichen und trat in das Zimmer.

In diesem Augenblicke war er eben in eine Schwäche versunken, wie sie dem heftigen Phantasiren zu folgen pflegt, und sie



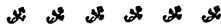
näherle sich dem Bette und nannte ihm einige Heilmittel, die sie zu seiner Erleichterung mitgebracht hatte. Aber schon bei dem ersten Tone ihrer Stimme wurde der Kranke wie von einer wahnsinnigen Raserei befallen. Wer bringt mir dieses Weib hierher, schrie er wüthend, weiß sie, was ich gethan? Kommt sie, um sich an meinen Quälen zu weiden? Und ahnt sie nichts, dann fort, fort mit ihr! Fliehet mich, denn ihr müßt mich verabscheuen! Für mich gibt es kein Mitleid, kein Erbarmen! Ich erwarte nur Verdammniß, Gott selbst kann mich davon nicht erretten!—Frau Huneau bebte am ganzen Körper; allein sie blieb am Bette des Kranken und sammelte alle Kraft des Geistes und des christlichen Willens. Unglücklicher, sagte sie, warum lästert Ihr? Vereuet und Gott wird euch verzeihen! Warum sollte er Euch nicht selten, nicht vergeben können, er, der mich an Euer Lager führte, den ich wohl erkannt habe, der mir meinen Sohn gemordet hat?—Ach, wenn Gott mich hierher führt, damit ich Euch verzeihe, wie sollte er nicht verzeihen können? Sucht darum seiner Verzeihung würdig zu werden durch Reue und Buße!—

Und die fromme Frau sah sich in der That auf eine Art belohnt, die ihrer würdig war; das Herz des Bösewichtes wurde erweicht,

er bekehrte sich. Damit aber seine Rückkehr zu Gott ihm zum bleibenden Heile gereiche, suchte sie einen Priester auf, dessen verborgenen Aufenthalt sie kannte. Auf ihr Bitten kam er und blieb die ganze Nacht bei dem Mörder. Er empfing die heiligen Sacramente mit der tiefsten Reue und Zerknirschung.

Von da an lebte er noch acht Tage, während welcher Zeit Frau Huneau nicht von seinem Schmerzenslager wich und ohne Raß dem Mörder ihres Sohnes die letzten Leidensstunden verfürzte und seinen neu erwachenden Glauben ermunterte und stärkte. Endlich hauchte er in ihren Armen seine Seele aus und mit seinem letzten Hauche segnete er Diejenige, welcher er die allerbittersten Schmerzen bereitet hat.

Wenn es wahr ist, wie einmal eine Frau behauptete, daß Gott nimmer mehr von einer Mutter das Opfer verlangt hätte, welches er dem Abraham auferlegt hatte, seinen eigenen Sohn zu schlachten, so kann es auch nicht bezweifelt werden, daß wir in dem Thun und Handeln der Frau Huneau die schwerste Pflicht der barmherzigen Liebe, die jemals einem christlichen Weibe aufgebürdet werden kann, geübt und erfüllt sehen!



Wie trüg' ich, o mein Jesu, alle Sorgen,  
Die stets erneuern sich mit jedem Morgen,  
Wenn Du nicht wärest in dem Tagewerke  
Kraft meiner Hände, meiner Arbeit Stärke!

O, Mutter mit dem Kinde,  
Mariahilf, mein Hort,  
Sib daß den Weg ich finde  
Zur Himmelsheimath dort!

Ein Stündlein noch, dann ist es aus,  
Kein Leidensdorn mehr sticht,  
Dann geht es heim in's Vaterhaus,  
Durch Kreuz geht es zum Licht!

O, bleibe mir mit deiner Gnade,  
Du treuer Seelenhirt,  
Und führe mich zurück zum Pfade  
Des Heils, wenn ich verirrt.

Weshalb bin ich denn so betrübt,  
So in mein Kreuz vertieft?—  
Weiß ich denn nicht, daß Gott mich liebt  
Und nur durch Kreuz mich prüft?

Durchlohe mit des Seraphs Gluthen  
Das bange Herze mir,  
Laß es von Liebe überfluthen  
Und laß es weihen dir!

## Leichenbestattung und Leichenverbrennung.

Was unsere heilige Kirche sagt.



Tausende von frommen Katholiken haben in diesen Tagen, dem Rufe der Kirche folgend, die Friedhöfe besucht, um an den Gräbern ihrer Lieben Gedanken der Ewigkeit zu denken, Hoffnungen des Wiedersehens zu pflegen und Akte der Liebe im Gebete für die Verstorbenen zu üben. Ja, der Gottesacker predigt eindringlich, wenn auch stumm, erschütternde Lehren von menschlicher Hinfälligkeit und irdischer Vergänglichkeit. Und dennoch geschieht es häufig, daß auch hier noch die menschliche Thorheit und der selbstfüchtige Stolz sich breit machen. Da thürmen sich eitle Blumenspenden auf den Gräbern der Reichen und — wozu nützen sie? Da prahlen die prächtigen Monumente von den Thaten und Tugenden der Verschiedenen und doch — welchen Werth haben diese Lobhudeleien für die Todten? Da gill das Wort, das ein greiser Pfarrer von einem Friedhof sagte: Hier liegen die Todten und lügen die Lebenden. Die Thorheit hängt auch im Schatten der Trauerweide eine Neolscharfe auf, deren Saiten nur von dem Winde der Selbstsucht ertönen.

Christliche Herzen verdemüthigen sich auf dem Kirchhofe, suchen und finden Trost zu Füßen des Kreuzes und kehren heim mit der beseligenden Hoffnung der Wiedervereinigung und der Auferstehung.

Ja, den ersten Christen waren die Begriffe „Tod“ und „Begraben werden“, wie wir sie kennen, ganz unbekannt. Sie nannten den Tod „Schlaf“ und redeten, statt von einer Beerdigung, von einer Beisezung zur Ruhe.

Es war dies auch nicht die eigenthümliche Ansicht irgend eines Kirchenvaters oder Kirchenlehrers, sondern die Kirche selbst hielt sie als ihre eigene und heiligte sie als solche in ihrem Kultus.

Sie umgab die Gräber ihrer Gläubigen mit einem Strahlenkranz der Religion und der Pietät und wollte, daß der Ort, an welchem sich dieselben befänden, ein geweihter Ort sei. Sie wachte über ihren dahingeschiedenen Generationen, wie eine zärtliche Mutter liebevoll über der Wiege des schlummernden Söhnleins wacht und hart, bis es erwache.

In den allerersten Zeiten des Christenthums nahm ein und derselbe Ort die lebenden und die todtten Christen auf; denn die Kataomben waren der Tempel, die Frei- und Zufluchtsstätte der verfolgten Lebenden, aber auch der Friedhof und die Grabstätte jener, die im Leben die große Prüfung bestanden und überwunden hatten. Dort, in jenem unterirdischen Rom, wo ein von den siegreichen, übermächtigen Cäsaren verfolgtes Geschlecht seinen Glauben wie einen kostbaren Schatz verbarg, damit er sich stärke und stähle in seiner Brust durch das Gebet und das Wort Gottes und einst sieghaft hervorgehe, um den Zerthum, die Tyrannen, den Tod herauszufordern und in jener Wiege der Welterneuerung den großen römischen Koloß zu stürzen; dort auch bewahrte man ebenso eifersüchtig den kostbaren Schatz der sterblichen Ueberreste der Bekenner, der Jungfrauen und Märtyrer, die mit ihrem Blute den göttlichen, den erneuerten Glauben besiegelt hatten. Hier in den Fächern beigefügt, dienten diese heiligen Leiber denjenigen, welche das Beil des Henkers übrig gelassen hatte, als Sporn und Aufmunterung, den Heldenmuth der Gefallenen nachzuahmen; hier ruhten jene Athleten nach dem Kampfe in der Erwartung des Tages der Vergeltung und des Triumphes.

Neapel rühmt ebenfalls seine Kataomben, die zwar nicht von den Händen der Christen ausgegraben wurden, dennoch

aber, wie der gelehrte Engländer Breton in seinem vielberühmten Werke über die Monumente aller Völker behauptet, wurden dieselben, als der gebenedeite Same der Religion Christi in jenem Lande ausgestreut ward, zur sichersten Zufluchtsstätte des keimenden Christenthums. Und hier in den Fächern, die vielleicht den ersten Bewohnern dieser von den siegreichen Römern preisgegebenen Gegenden als Gräber gedient hatten, setzten die Gläubigen ihre verstorbenen Brüder bei. Hier wurden, wie uns die aufgefundenen Inschriften bezeugen, die Heiligen Januarius, Festus, Euthychia, Agrippina, Eugenia, Katharina, Margaretha, Juliana begraben. Auch Padua besaß Katakomben vielleicht zu den Zeiten des Prosdocius und Daniel. Verona zeigt eine in die Mauer gehauene Katakombe zu Sancta Libera, wo, wie man erzählt, die erste Messe gelesen worden ist. Syrakus und Paris hatten ebenfalls die ihrigen. Bei Rebeccu in Sardinien, nahe der Grotte der heiligen Caecilia, giebt es Katakomben, die den ersten Christen als Kirchen und Gräber dienten. Der Ort heißt St. Andrea di Abriu oder Priu.

Als die blutigen Verfolgungen der heidnischen Kaiser aufgehört hatten, die Kirche öffentlich sich zeigen und ihre Tempel erbauen durfte; da begrub man die Todten in den Kirchen selbst oder in dem dieselben umgebenden Grunde. Und so versammelten sich gemäß der ursprünglichen apostolischen Sitte die Lebenden inmitten der Todten zum Gebete. Es ist jedoch Pflicht des Geschichtschreibers, zu bemerken, daß es auch im Alterthume, als noch das römische Gesetz galt, verboten war, innerhalb der städtischen Ringmauer zu begraben, die Leiber der Märtyrer ausgenommen, und daß das fünfte Konzil zu Karthago in Afrika im vierzehnten Kanon befiehlt: daß die Todten in campis bestattet würden. Jedoch gab Kaiser Leo in der dreihundfünfzigsten Novelle dem lebhaften Wunsche der Gläubigen, an der Seite der Märtyrer begraben zu werden, nach und stellte ihnen vollkommen frei,

sich die Stelle zu wählen, an welcher sie begraben werden wollten; so wurde jenes Privilegium, das sich zuerst auf die Kaiser, Päpste und Bischöfe beschränkte, ausgedehnt, und viele Gläubigen wurden seitdem in den Kirchen beigesetzt. Da später die Kirchen nicht hinreichten, um eine so große Zahl von Todten aufzunehmen, weihte man den anliegenden Flächenraum zum Kirch- oder Friedhofe, der schon durch die Thatsache der Kirchweihe ebenfalls geweiht ward, daher das *sacrum* oder *sacratum*. Wurde die Kirche entweiht, so war auch der Friedhof entweiht, der sie umgab oder vor ihr lag. Daraus sieht man, wie Kirche und Friedhof als zusammengehörig betrachtet wurden. Als später die Friedhöfe von der Kirche entfernt wurden, da beschloß dieselbe, jenen zur Aufnahme der irdischen Hülle ihrer Kinder bestimmten Grund zu weihen, und mit einem eigenen Ritus weihen und segnen ihre mit der Fülle des christlichen Priesterthums ausgestatteten Diener, nämlich die Bischöfe, jene Erde, welche heilig wird, das heilige Feld. Die Trauerliturgie, welche die Kirche zur Weihe der Friedhöfe anwendet, ist erhaben, und in ihrem hohen und düsteren Ritus leuchtet die Hoffnung auf eine heitere Zukunft jenseits des Grabes. Die Kirche bestätigt dabei die durchaus christliche Sitte der Beerdigung der Leiber und besiegelt ihren unumstößlichen Glauben an die Auferstehung des Fleisches, wie dies unzählige Mal des Tages durch den Mund ihrer Gläubigen geschieht, wenn sie den himmlischen Vater anrufen und ihm in Andacht und Glauben huldigen.

Die Weihe des Friedhofes geschieht in feierlicher Weise.—Fünf in die Erde gepflanzte Kreuze, welche ein großes Kreuz bilden theilen die ganze Fläche des neuen Friedhofes ein. Der Bischof schreitet mit den hohenpriesterlichen Gewändern angethan in Begleitung des Klerus dem großen in der Mitte befindlichen Kreuze zu, und nachdem er sich dort niedergelassen, hält er eine kurze Predigt über die Heiligkeit und Freiheit

des christlichen Friedhofes. Alsdann erhebt er sich, wendet er sich in flehender Stellung zu Gott, dem Allmächtigen, und bittet, daß durch seinen Eintritt der Friedhof gesegnet, geheiligt, geweiht werde, *ut humana corpora hic post vitae cursum quiescentia in magno iudicii die, simul cum felicibus animabus mereantur adispici vitae perennis gaudia.* Nach vollendetem Gebete stimmt der Chor die Litanei aller Heiligen an, und alle werfen sich flehend zur Erde sammt dem Oberhirten, welcher sich bei dem Verfikulus, in welchem der Herr um die ewige Ruhe der Gläubigen angefleht wird, erhebt; nun segnet er dreimal mit der Hand den Ort. Das erstemal fleht er zu Gott mit lauter Stimme, daß er sich würdige, den Ort zu segnen; das zweitemal, daß er sich würdige, denselben zu segnen und zu heiligen; das drittemal, daß er sich würdige, denselben zu segnen, zu heiligen und zu weihen. Nach dem Schlusse der Litanei und der Segnung des Weihwassers beschreitet er in bischöflichem Ornate, während der Chor das Miserere singt, von der rechten Seite ausgehend, das ganze Feld, die Schollen besprengend, welche die irdischen Hüllen der Verstorbenen decken sollen.

Der Weihe folgen fünf Gebetsstationen, deren Anzahl den fünf aufgerichteten Kreuzen entspricht. Die erste Station wird vor dem Kreuze gehalten, das dem mittleren Kreuze gegenüber steht; die zweite vor jenem, welches hinter dem Mittelkreuze steht; die dritte vor dem Kreuze das rechts vom Mittelkreuze, die vierte vor jenem, das links vom Mittelkreuze sich befindet, die fünfte vor dem Mittelkreuze. Auf seinem Wege von einem Kreuze zum anderen besprengt der Oberhirte noch einmal hüben und drüben den Grund mit Weihwasser, und die Lieder und Hymnen des Psalters begleiten seine Schritte. Jede Station ist eine Stätte feierlichen Gebetes; bei jeder wird der Segen des Herrn herabgefleht; bei jeder ist der Hauptgegenstand der Leiber der Christen, der begraben werden soll. Den ersten und höchst andachterweckenden

Ritus der Weihe besiegelt die Darbringung des heiligen Opfers auf dem Altare. Die Einweihung des Ortes, der Friede der zu beerdigenden Leiber, die feste Hoffnung auf die Auferstehung und die ewige Herrlichkeit, diese drei Momente begleiten mit ihren sanften Gefühlen die drei Gebete, in denen die Intention der Messe ausgesprochen ist.

Woher diese Ehrfurcht der Kirche vor den todtten Leibern, woher ihre Sorge für deren christliche Beisetzung? Weil der lebendige Leib des Menschen als Tempel Gottes zu erachten ist und weil er bei der Auferstehung des Fleisches wieder mit der glorreichen Seele vereinigt wird. So lehrt der Glaube. In unserer von Ehrfurcht und Dank erfüllten Seele klingt noch das schöpferische Wort Gottes nach: „Laßt uns den Menschen machen nach Unserem Bilde und in Unserer Aehnlichkeit.“ Daher kommt die Würde des Menschen; er ist mit einer unsterblichen Seele begabt, die in einem Leibe eingeschlossen und bewahrt ist, wie in einem lebenden Tempel des göttlichen Ebenbildes. Daraus erhellt deutlich, wie groß die Erhabenheit ist, die wir auf Grund des Glaubens unserem Körper beilegen. Wer ferner den Menschen als durch Christus erlöst betrachtet, durch das Wasser der Taufe gereinigt und zum Erben des Himmels gemacht, dem gilt sein Leib als heilig. Unsere körperliche Gestalt wurde auch in der göttlichen Menschheit Jesu Christi geheiligt, als er im Leibe der Jungfrau menschliches Fleisch annahm.

Darum geziemt es sich, daß man den Leib auch nach dem Tode achte und ehre, wie man dies den Ueberresten jedes Dinges schuldet, das heilig war und geheiligt blieb. Und eben daher rührt jene Verehrung, jener Kultus, den wir den sterblichen Ueberresten der Heiligen zuwenden, sowie den Reliquien der Märtyrer und Bekenner, eine Verehrung, die sich bis auf die von ihnen bewohnten Orte und die von ihnen gebrauchten Dinge erstreckt. Der Adel unserer körperlichen Gestalt wurde in der göttlichen Menschheit Jesu Christi geheiligt als er im Leibe einer Jungfrau menschliches

Fleisch annahm, et Verbum caro factum est et habitavit in nobis. Diese göttliche Menschheit bestätigte uns durch die Thatfache der Auferstehung vom Tode nach drei Tagen das Versprechen, daß wir alle einst mit Leib und Seele auferstehen werden. Wir Christen huldigen also in dem Adel, der unserm Leibe innewohnt, wie auch durch die Achtung und Ehrfurcht, womit wir ihn behandeln sollen, eigentlich dem Dogma der Auferstehung und üben so einen Akt lebendigen Glaubens aus. Daher stammt jene treue Sorgfalt, welche die Christen seit jeher den todten Leibern ihrer Brüder zuwendeten, und daher nahmen die christlichen Friedhöfe ihren Ursprung. Daher jene erhabene, ganz christliche Melancholie, deren Flügelschlag vernehmbar, und die in gläubigem Tone die Sprache der Hoffnung zu uns redet. Auf den Gottesäckern voller Kreuze herrscht majestätisch der Verzweiflung bringende Tod; doch das christliche Ohr vernimmt daselbst die Verheißung unsterblichen, unverwelklichen Lebens.

Aber auch heidnische Völker bestatteten die Leichen und umgaben das Grab mit einem Schimmer der Heiligkeit.

Das beweisen die cyklopischen Grabmonumente der Helden der Vorzeit. Die Römer glaubten, daß die Seelen der Unbeerdigten ruhelos umherirrten, und ihre Gesetze befahlen die Heilighaltung der Gräber.

Auch im gebildeten Griechenland, der geistigen Heimath Roms, war die Beerdigung zuerst im Gebrauche. Zu Theben gab es sogar ein Gesetz, welches verbot, neue Häuser zu bauen, wenn dieselben nicht einen eigenen Raum enthielten, der für das Begräbniß ihrer Eigenthümer bestimmt war.

In Athen und anderwärts hatte jedoch Jeder sein eigenes Grab.

Auch in Griechenland vermeinte man, daß die Schatten der Verstorbenen ruhelos umherirrten, wenn ihre Leiber ohne Begräbniß blieben.

In Palästina befinden sich die Gräber

der Hebräer und die Gräfte der Könige Judäas, die ein Labyrinth bilden ähnlich jenem höchst merkwürdigen, das sich in Aegypten vorfand, dem Lande der Gräber und der Mumien, wo man sozusagen das Zerstörungswerk des Todes herausforderte; brachte man es daselbst doch zu einer merkwürdigen Erhaltung der Leiber und erbaute man doch dort jene Monumente, die sich den Ueberschwemmungen gegenüber als unerschütterlich erwiesen und die fernsten Jahrhunderte mit Wehmuth erfüllten. Die Gräber der Patriarchen grenzen an jenen Theil von Jerusalem, wo sich der Tempel Salomonis erhob. Die muthmaßlichen Gräber der Richter sind zu Saida, dem alten Sidon; die Gräber der Könige beweisen uns in hundertjährigen, marmornen Zügen, daß im antiken Oriente das Moment der Beerdigung den Anstoß zur Errichtung solcher monumentaler Kolosse gegeben.

In Syrien begrub man die Todten in Bruchsteinhöhlen. Zu Baalbeck, dem alten Heliopolis, der Stadt des Sonnengottes, nahmen ungeheuerere unterirdische Gänge die irdischen Hüllen der Einwohner auf. Zu Palmyra begrub man die Leichen längs der Straße, die nach Norden führt, in Gräbern, welche Thürmen mit Stockwerken gleichen. In Arabien, dem Lande der Wohlgerüche, der sehnhaftesten Träume, des kriegerischen falschen Propheten, eine Meile nördlich von Djida, zeigt man das Grab der Eva, der Stammutter des Menschengeschlechts; es ist dem Grabe des Noah sehr ähnlich, das in Syrien im Thalgrunde von Bekaa zu sehen ist. Niebuhr entdeckte im Jahre 1761 eine große Vereinerung von Gräbern, die der ägyptischen Civilisation angehören; es sind dies die Gräber von Sarbout-el-Cadem. In allen diesen Monumenten ist die eigentliche Grabkammer erhalten. Einige dieser Kammern sind äußerst geräumig und können nach der Aussage eines gelehrten Reisenden, den Breton citirt, die Pferde eines ganzen arabischen Stammes aufnehmen.

In der Gegend des hundertthürmigen Babylon, der Residenz der Semiramis, wunderbar schön gegen Bagdad gelegen, erhebt sich inmitten eines geräumigen Friedhofes das Mausoleum der Zobeis, der berühmten Gemahlin des Kalifen Harun al Raschid.

In den Kaiserthümern Birmar und Amant sowie im Königreiche Siam ist die Verbrennung der Reichern gebräuchlich, während man die Armen wie in Tibet ins Wasser wirft. Die Bewohner von Ceylon balsamieren der Leichnam ein, wenn der Todte von vornehmer Herkunft ist, waschen ihn und füllen ihn mit Pfeffer, dann legen sie ihn in einen Sarg, der aus einem Baumstamm gegraben ist, und übergeben ihn dem Feuer.

Das Volk wird begraben. Die Paganer verbrennen ihre Leichen.

In China waschen sie den Leichnam, umwinden ihn mit Leinwand oder Seide, wie man die kleinen Kinder mit der Armen nach außen wickelt, und legen ihn in einen Sarg, den sie in einem Grabe beisetzen.

In Japan erwartet die Großen der Scheiterhaufen, und den Armen öffnet die gemeinsame Mutter Erde ihren Schoß. Die Friedhöfe liegen nach griechischer und römischer Sitte längs den Straßen, und zu einer bestimmten Zeit des Jahres, zum Feste der Laternen, das eine Art Allerseelentag vorstellt, verlassen die Japanesen die Stadt, um den Schatten ihrer Lieben entgegenzugehen, denen sie, wenn sie ihnen begegnet zu sein glauben, die herzlichsten Worte sagen.

In Java bezeichnet gewöhnlich ein Erdhügel mit einem Holzgitter die Stelle, an der die Eingeborenen die Leichen beerdigen, um sie vor Mißhandlungen durch wilde Thiere zu schützen. Zu Trangular, bei den Ruinen von Madjopahit, erhebt sich das prachtvolle Mausoleum eines dajelbst sammt Gattin und Aunne Begrabenen Prinzen. Die Topen in Afghanistan, im „Sanskrit stupa“ genannt, entsprechen den Tumul. Man findet in denselben Glas und andere afghanische Gegenstände nebst Knochen, woraus man folgert, daß dajelbst seit dem Alterthum die Beerddigung im Gebrauche war.

In Tonking wird das Reichste und Kostbarste aus dem Besitze des Verstorbenen auf sein Begräbniß verschwendet, so daß die Todten prunkhaft begraben werden. Auf den Molukken erheben sie zuerst ein fürchterliches Geschrei, um den Verbliebenen ins Leben zurückzurufen, alsdann legen sie denselben in einen mit weißer Leinwand bedeckten Sarg, begraben ihn auf einem Friedhofe und zünden über der Grube eine Lampe in einer kleinen Hütte an.

Die türkischen Mohammedaner beerdigen mit großem Prunkte, nachdem sie ihre Todten gewaschen und in ein Schweißtuch ohne Naht gehüllt haben. Bei ihnen war niemals die Kremation im Gebrauche. Sie verlangen auch, daß ihre Friedhöfe offen stehen, denn sie sagen, die Schryurch vor den Todten allein müsse denselben als Wache dienen.

Die Friedhöfe liegen immer in der Nähe der Städte. Nichts ist den Türken leichter zugänglich und vertrauter als die Grabeswohnung ihrer dahingeshiedenen Lieben. Weit berühmt ist der Friedhof von Skutari.

Im Lande der Mexikaner erbaute man für die Todten großartige Monumente, die, wie Dupair sagt, Altäre und Gräber vorstellten, zu deren Erstigung eine hohe Leiter gebraucht wird.

Die Peruaner balsamieren die Leiber der Dahingeshiedenen ein und legen dieselben in ein steinernes Grab; zuweilen lassen sie sie austrocknen. Die Karaiben begraben die Todten in einem Brunnen, der sich in einem Winkel der Hütte befindet. Die Völker am Orinoto bewahren die Skelette ihrer Angehörigen in ihren Hütten, mit Federn und Halsketten geschmückt. Die Völker von Neu-Granada begraben zusammt ihren Kaziken alles, was sie Kostbares besaßen: die Kleider, die Waffen, die Sklaven. Das Volk thut dasselbe, und zuweilen wird die Gattin mit dem verstorbenen Gatten begraben.

Zu Tripolis, zu Grenneh, dem antiken Cyrene, finden sich alte Gräber vor, zu Massahit, zu Tuktah Grabhöhlen. Die

M'raoott sind Priester, welche die Grabkapellen bewachen. Gewöhnlich hat jede Familie ihren eigenen mit einer Mauer umgebenen Friedhof, jedes Grab einen Leichstein, auf dem geschrieben steht: Hada quoubeur el merh houm oer el merh-homad, je nach dem Geschlechte des Todten und lautet: Dies ist das Grab des Todten N. N. aus der Familie M.

Die Einwohner Brasiliens begraben ihre Todten auf Friedhöfen und bedecken die Gräber mit der einheimischen Binduspflanze.

Also den Gebrauch der Leichenbestattung finden wir bei fast allen Völkern.

Die Leichenverbrennung war nicht allgemein und entsprach nicht dem natürlichen Gefühle des Volkes. Bei den Griechen kam sie in theilweiser Anwendung zur Zeit des trojanischen Krieges, aus Ehrfurcht für die in ernen Ländern Verstorbenen.

In Rom ging der berühmte Sulla mit dem Beispiele der Leichen-Verbrennung voran und erst zur Zeit der moralischen Verderbnis und des Zerfalles des Reiches wurde die Kremation zur Luxus-Mode.

So geschah es auch erst in den schlimmsten Tagen der christlichen Zeitrechnung, daß die krankhafte Schwärmerei für die Verbrennung der Leichen wieder aufkam. Zur Zeit der großen französischen Revolution, jenes titanischen Kampfes des Menschen wider Gott, wider das Christenthum, im Jahre 1797, wurde ein Gesetz erlassen, worin durch die gottloseste Autorität, die je eine Herrschaft sich anmaßte, die Kremation geboten wurde. Das Neu-Heidenthum siegte. Der Wahn wird erst langsam wieder mit der Revolution absterben. Einstweilen verlängert ihm die Freimaurerei noch das tiefe Dasein.

Der heidnische Geist, der in Frankreich die Schwingen regte, entzündete bald auch einen Scheiterhaufen auf dem Boden Italiens.

Die Regierungen von Lucca und Florenz gestatteten dem englischen Barden George Byron, dem Kammerpoeten der Freimau-

erei, zu Viareggia auf der Meeresküste den Leichnam seines Freundes, des Dichters Schelley, zu verbrennen, der auf einer Luftfahrt im Golf von Spezia am 8. Februar 1822 elendiglich im Meere ertrunken war. Und Schelley ward auf einem mit Salz und Weihrauch bestreuten, mit Wein begossenen, von Soldaten umstellten Scheiterhaufen in Gegenwart seiner Freunde Byron, Trelawney und Hunt verbrannt.

In jüngster Zeit agitierte die Großloge in allen Reichen der Welt für Kremation, auch in unserem Lande. Jede Großstadt Amerika's fürchtet hinter der Zeit zurück zu sein, wenn sie nicht ein Krematorium hat.

Die Herren Freidenker möchten im Interesse des guten, ästhetischen Geschmacks und der Gesundheit, der Hygiene, die Leichenverbrennung gesetzlich machen. Das ist aber eitel Phrasen-Gebredche.

Der Anblick der Leiche und der Wertewegung ist sicherlich nicht erbaulich für weltlich gesinnte Menschen und der Gedanke daß der Leib im Grabe den Würmern zur Speise wird, ist auch nicht gerade ein erhebender. Aber für den Christen hat das Grab feine Schrecken und über dem Moder der Fäulnis sieht er die Morgenröthe des Auferstehungstages.

Aber ist denn der Anblick einer brennenden Leiche ein besonders behaglicher?

Ach wir fordern diejenigen, die ein Herz haben, heraus, einem so entsetzlichen Schauspiel beizuwohnen! Vor ihren Augen den Vater, die Mutter, der Sohn, die Gattin verbrennen zu sehen! Zu sehen, wie die theuren Ueberreste vom Rauch geschwärzt, von der gierigen Flamme erseßt werden; wie das Fett herabbrinnt und verbrennt, das geröstete Fleisch schmort, wie die knackenden Knochen sich spalten, verbrechen und brechen; hat sich dann die Asche mit jener anderer, früher verbrannter Fremden vermischt, dann wird sie sammt den holzigen Produkten der Kremation in ein Gefäß gesammelt, das uns an das Apothekergestell erinnert, auf dem man die Salben und die Ricinusfrüchte aufbewahrt.

Die wahre Religion der Gräber besitzen wir Katholiken in den erhabenen und feierlichen Ceremonien der Friedhofsweihe, in unseren Requien, Begräbnissen, Gebeten, in unseren Gedächtnißfesten der Todten; wir, die wir an den Gräbern unserer Lieben weinen und beten, sie mit Thränen benetzen, mit Blumen bedecken, sie beim Scheine der brennenden Wachskerzen mit unseren Gebeten beglückwünschen. Das heilige Feld, in dessen Mitte das Kreuz sich erhebt, redet zu uns von Hoffnung und Liebe und umschlingt mit diesem Bande wie in einer Umarmung die Lebenden mit den theuren Verstorbenen. Was redet hingegen zu deinem Herzen eine Urne mit einer Sandvoll Asche?

Vom gesundheitlichen Standpunkte aus behaupten die menschenfreundlichen Kremlisten, daß die Friedhöfe an der Verpestung der Luft schuld sind und Seuchenherde bilden. Dagegen sagt eine wissenschaftliche Autorität, Dr. Heinrich Pijani: Ich gebe zu, daß ein verwesender Leichnam die Luft verpestet, jedoch dieselbe der Gesundheit schadet; allein ich gebe nicht zu, daß der Verwesungsprozeß, der sich sechs Schuh unter der Erde vollzieht, die Luft der Friedhöfe und ihre Umgebung verpesten könne, denn die Erde ist der bestmögliche auffaugende und umgestaltende Assimilator. Sie ist ein Schwamm, der die Materie aufsaugt, umgestaltet und umwandelt, indem er sie auflöst, assimilirt, zerlegt und in andere Elemente verwandelt, welche durch ihre Zerlegung nicht nur unschädlich, sondern sogar heilsam werden, während sie zerstörend wirkten, so lange sie mit anderen vereinigt waren. Das weiß ein Jeder, der auch nur eine oberflächliche Kenntniß der chemischen Kombinationen, Transformationen und Assimilationen besitzt. Die Erde ist nach der gelehrten Bemerkung Seymour Gardens, Inspektors der englischen Friedhöfe, das energichste Mittel gegen die Verwesung; denn sie assimilirt und verwandelt; sie saugt die übelriechenden Gase auf, wie die Kohlenstoffverbindungen,

den Schwefel- und phosphorhaltigen Wasserstoff, das Ammoniakgas u. s. w. und macht sie der Vegetation dienlich. Barth, sagt Seymour, is the strongest mean we know against putrefaction. „Die Erde bildet das kräftigste Reinigungsmittel.“

Noch ein anderes Zeugniß gegen die Behauptung der Gefahr der Leichenbestattung:

Das Athenaeum von Brescia (Ital. n) befragte vor Jahren die versammelten Aerzte der Provinz um ihr Urtheil bezüglich der Gesundheitswidrigkeit der Friedhöfe: Von vierunddreißig Antworten lauteten zweiunddreißig vollkommen beruhigend, obgleich viele der Berichterstatter sich aus verschiedenen Gründen als Freunde der Kremation erklärten; und sie behaupteten, sich nicht gegen die Beerdigung erklären zu können, da sie die Todtengräber, die Wächter der Friedhöfe und die Anwohner der letzteren ebenso alt werden sähen, wie die anderen Leute.

Dr. Rudolf Rodolphi sagt in einem Briefe aus Brescia vom 15. April 1874 an Dr. Felix Dall'Acqua, unter anderem folgendes: „Die Friedhöfe sind nichts anderes als geräumige Behälter von Gas und Stoffen, die von der Erde wie von einem Schwamme aufgesogen werden; von Gas und Stoffen, welche die Erde langsam verdunsten läßt und die rasch von den Pflanzen aufgezogen werden. Sowohl Naturalist als Agronom sehen in der Kremation ein gewaltiges und unnatürliches Mittel der Zerstörung. Die Natur verzehrt die Leichen langsam, und Niemand hat das Recht, ihre geheimnißvollen Vorgänge zu unterbrechen, die allezeit wunderbar und des Studiums würdig sind. Wenn die Leichen auch nicht ebenso edle, weil ebenso hoch organisierte neue Wesen hervorbringen; so schwängern sie doch Luft und Erde mit Elementen, welche in der Folge den Menschen ernähren.“

Die Freimaurerei hat also kein Glück mit ihren Gründen, welche sie für die Gefährlichkeit der Leichenbestattung erbringt.



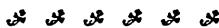
Noch ein Wort, bevor wir schließen. Die Kremation erscheint furchtbar in Fällen des Scheintodes, die, wenngleich selten, doch nicht unmöglich sind. Mit feurigem Schwerte würde sie den Lebensknoten zerhauen. Dieser Gedanke erregt Schauer und Abscheu. Einen Lebenden verbrennen!! Um diejenigen, welche fürchten, Scheintodt verbrannt zu werden, zu trösten, sagt der englische Chirurg Thompson allen Ernstes, daß man in diesem Falle nur kurze Zeit zu leiden hätte und der Tod bald erfolgen würde!!!

Wirklichen Nutzen könnten aus der Kremation nur die Giftmischer ziehen; denn mit der Leiche würden auch alle Schuldbe- weise gegen sie in Feuer und Flammen auf- gehen. Die Giftmischerei würde das Ge- werbe aller Mörder werden und Keiner wäre schließlich vor dem Schicksal gesichert, aus dem Leben geschafft zu werden durch eine Dosis Gift, das kein Auge mehr nach- weisen könnte. Segen andere Morde, na- mentlich Frauenmorde, könnte auch kein Beweismaterial mehr erbracht werden, wenn die Leiche einmal in den Gluth-

ofen des Krematoriums geschoben ist. — Wahrlich unsere heilige Kirche hat weise, gerecht und menschenfreundlich gehandelt, daß sie die Leichenverbrennung verboten hat und es jedem Katholiken untersagte, Mitglied einer Kremations-Gesellschaft zu sein.

Wir wiederholen es, die Leichenverbren- nung ist nicht eine Frage der Hygiene oder der Civilisation; sie ist eine Frage des Hasses gegen das Christenthum und seine Einrichtungen; es liegt in derselben eine Taktik jenes höllischen Krieges, den Satan seit achtzehn Jahrhunderten gegen die Kirche Jesu Christi und seine Religion führt.

Indem die Christen ihre Gräber, wie wir es gesehen haben, mit einem Stahlenkranze der Religion und Pietät umgaben, bewirk- ten sie, daß aus denselben die Blume des Glaubens an das zukünftige Leben, die Frucht der Erlösung, sproßte; und da die Hoffnung ihre Schwingen regte, verschwanden der Gräfte Schrecken; Engelsstimmen unterbrachen das düstere, traurige Schweigen und die Finsterniß des Grabes wurde von Himmelsglanz erhellt.



**Maria immer Hilf.** Im Maimonat des Jahres 1867 feierten die Patres Redemptoristen von Huele in Spanien eine neun- tägige Andacht zu Ehren Unserer Lieben Frau von der immerwährenden Hilfe, deren Bild in ihrer Kirche verehrt wird. Die ganze Stadt theilte sich an diesem schö- nen Feste. Eine Frau kam mit ihrem sie- benjährigen Knäblein, das seit drei Mona- ten in Folge einer Pockenkrankheit gänzlich erblindet war. Wehend und weinend fiel sie vor dem heiligen Bilde nieder und sagte zu ihrem armen Kinde: Nun, mein Sohn, rufe die allerseeligste Jungfrau Maria von der immerwährenden Hilfe an, damit sie dich heile und das Gesicht dir wiedergebe. Da streckte der kleine Blinde seine Hän- den aus und hub an: O Jungfrau von der immerwährenden Hilfe, ich habe mein

Augenlicht verloren, o gib mir es wieder. — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er ganz außer sich vor Freude mit lauter Stimme rief: Mutter! Mutter! ich sehe, ich sehe die allerseeligste Jungfrau! O wie schön sie ist! — Ich sehe auch dich, ich sehe auch meine Hände! Die Mutter preßte das be- glückte Kind an ihr Herz und bedeckte seine geheilten Augen mit Thränen der Freude. — Der Knabe ward nun ein Gegenstand frommer Neugierde der ganzen Stadt. Ein jeder wollte ihn und seine Augen be- trachten; und er sagte Allen, welche sich ihm nahen: Es ist Maria von der immer- währenden Hilfe, die mich geheilt hat, ich habe ihr gesagt: Gib mir meine Augenlein wieder! Bald nachher kam der kleine Lieb- ling Mariens, von seiner Mutter begleitet, um der himmlischen Helferin eine Wachs- kerze zum Opfer zu bringen.

## Eine Fahrt nach Alaska.

Von Dr. Gustav Brühl, Cincinnati.

(Schluß.)

**A**n diesem reizenden Grunde liegt die ehemalige Metropole der Nordwestküste, das im Anfang dieses Jahrhunderts von Baranoff gegründete Sitka. Jetzt ist es nur mehr die unscheinliche Hauptstadt von Alaska, des über eine halbe Million (580,107) Quadratmeilen großen Territoriums, das die weise Diplomatie Searwards für einen Spottpreis von den Russen für die Vereinigten Staaten gewann — für einen Spottpreis, da sie nicht einmal soviel dafür zahlten, als im Jahre 1891 der Werth der Ausfuhr betrug. Seit dem Kaufe ist Sitka Sitz eines Gouverneurs und anderer Regierungsbeamten nebst dem eines russischen Bischofs, der sämmtliche russisch-griechischen Gemeinden Amerikas zu seinem Sprengel zählt. Vom Landungsplatze aus macht das Städtchen einen günstigen Eindruck. Am meisten fallen Baranoffs Kastell, die Militärbaracken, die russische Kathedrale und die presbyterianischen Missionsgebäude auf. Die einzige gepflasterte Straße (Lincolnstraße) führt vom Werft bis zur Kathedrale, wo einige Seitenarme abzweigen. Auf der rechten Seite nahe dem Werft liegen mehrere Regierungsgebäude, in denen sich die Geschäftsstuben der verschiedenen Beamten befinden. Zwischen denselben führt eine Treppe zu dem auf dem „Keeoorhügel“ gelegenen Kastell, einem dreistöckigen Bau aus Zederbalken, die mit kupfernen Bolzen an die feste Unterlage festgeankert sind. Die gläserne Kuppel diente früher als Leuchthurm und das luxuriös ausgestattete Gebäude als Residenz der Geschäftsführer der russisch-amerikanischen Pelzgesellschaft und später der Gouverneure. Als die militärische Besatzung von Sitka zurückgezogen wurde, raubten und zerstörten die Indianer alle Verzier-

ungen und Werthgegenstände. Während meines Aufenthaltes stand es leer, und nichts deutete an, daß einst glänzende Festlichkeiten hier stattgefunden. Doch waren Werkleute beschäftigt, es wieder in wohnlichen Zustand zu versetzen. Freilich verlorene Mühe, denn bald nachher brannte es nieder.

Un die Regierungsgebäude schließt sich eine Anzahl Kammladen an, in welchen außer Ellen- und Spezereiwaaen hauptsächlich kostbare Pelze, Photographien und einheimische Handarbeiten feilgeboten werden. Außerdem sitzen hier wie in den übrigen Ortschaften an den Landungstagen der Dampfschiffe Indianerinnen auf den erhöhten Fußsteigen, um ihren Filzstramp den Fahrgästen zu veräußern. Auf der linken Seite der Straße leuchtet das lebhaft grüne eines großen eingefriedigten Rasenplatzes, der nördlich von der bescheidenen Wohnung des Gouverneurs, östlich von den geräumigen Baracken der Marinesoldaten umgeben ist. Unfern davon trauert auf einem niedrigen Felsen ein wettergrauer Wachtthurm aus Holzkämmen und daneben ein altes von Pfahlwerk eingefasstes Fort, deren einstige Bestimmung noch die Schießscharten und halb vergrabenen Kanonenrohre andeuten.

Vom Fort zieht sich an dem mit zierlichen Nadeln bedeckten Strande entlang das Indianerdorf in drei unregelmäßig hintereinander liegenden Reihen von Siebelhäusern hin. Auffallend ist die sonderbare Nummerirung derselben, in dem sie in eillem Größenwahn nicht nach Einern, sondern nach Hunderten fortschreitet. Das vornehmste Gebäude hier ist das Haus des Oberhäuptlings Anna-Kohe, das durch seine Größe und gemalten Totemfiguren hervorsteht. Es bildet, auf Pfosten ruhend, ein einziges großes Zimmer mit ein Halb

dugend Schlafstellen. Die Wände sind geschmackvoll mit einheimischen Stickerien und die Tische mit Schnitzwerk verziert. Trotz eines schmerzlichen Anfalls von Gelenkrheumatismus empfing mich der noch junge Mann mittgroßer Freundlichkeit und war sehr mit heilsam betreffs seines Volkes. Die Sittkas sind ein Mischlingsvolk aus verschiedenen benachbarten Stämmen, den Auk, Chilcat- und Sitkine-Indianern, die theils freiwillig, theils gezwungen die Heimat verlassen, weil man sie aus ihrem Alan ausgestoßen hatte. Aus diesem Grunde schauen die übrigen Stämme mit Verachtung auf sie herab. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Jagd, Fischfang und Holzfällen und nebenbei mit Korbsflechten, Schnitzereien und Silberarbeiten.

Oberhalb des Dorfes liegt der russische Kirchhof. Die Gräber sind mit hölzernem Gitterwerk umgeben und mit doppelarmigen Kreuzen und rothbeerigen Sträuchern geschmückt, doch verräth keine Inschrift den Namen der Todten. Die russisch-griechische Sankt Michaelskirche, ein einfacher Bretterbau in Kreuzform, mit grünbedachter Kuppel und kreuzgekröntem Thurme verziert, die der erste Bischof von Alaska, Jwan Beniaminoff im Jahre 1844 als Kathedrale erbaute läßt, von ihrem unscheinlichen Aeußern auf die prächtige innere Ausschmückung, die schönen Gemälde, Gewänder, Mitren, Gefäße und Randalaber, nicht im Mindesten schließen und setzt selbst den Reisenden, der die reich ausgestatteten Kirchen von St. Petersburg und Moskau gesehen, in Erstaunen. Die Kapelle im linken Querschiffe mit schönem Altarbilde ist der Mutter Gottes, die im rechten, Johannes dem Täufer geweiht. Der erhöhte Chor ist durch vergoldete Gitterthore geschlossen und darf nach russischer Sitte von Frauen nicht betreten werden. Das ehemalige Geschäftslokal der russisch-amerikanischen Pelz-Compagnie, ein großes Blockhaus südlich von der Kathedrale, wird jetzt als Kramladen, das Kasino der russischen Offiziere als Koffhaus benützt.

Von der Kirche führt ein Weg an einer alten Sägemühle, schönen Wohnhäusern und den presbyterianischen Missionsgebäuden vorbei, zu denen eine Kirche, Bibliothek, Museum und Industrieschule gehören, durch einen herrlichen Naturpark von tropischer Schönheit zu dem forellenreichen Indian River, der von dem schmelzenden Schnee des „Mt. Verstovoi“ und der „drei Brüder“ gespeist wird.

Das Städtchen hat eine Bevölkerung von 1,200 Einwohnern, von denen jedoch nur der vierte Theil Weiße sind. Zu ihrem Schutze gegen die zu Aufständen geneigten Indianer liegt das Kanonenboot Pinto im Hafen. Außerdem tragen wir dort das Küstenvermessungsschiff Hagler und zwei Dampfer, von denen der eine die Verbindung mit Unalaska vermittelt. Die Bai ist mit zahlreichen Inseln bedeckt, die in Folge ihres grünen Waldschmuckes als sanft abfallende Vorhügel der hohen Gebirge erscheinen. Die größte ist das dem Indianerdorf gegenüberliegende Japonski Eiland, wo in Baranoffs Zeiten eine Indianeransiedlung blühte und der Kapitan Etholin, ein späterer Geschäftsführer der Pelz-Compagnie eine Sternwarte unterhielt, die aber von den Sittkas niedergebrannt wurde. Seinen Namen verdankt es dem Scheitern einer japanesischen Jonke an seinem Strande, deren Besatzung von den Russen freundlich aufgenommen und dort angesiedelt wurde.

Dieser Schiffsbruch steht nicht vereinzelt da. Im Jahre 1833 strandete eine Jonke mit drei Japanesen am Cap Flattern, ein Duzend japanesische Schiffe sind in diesem Jahrhundert an den Aleuten gescheitert, zwei an den Queen Charlotte-Inseln, eine große Anzahl von dort bis zum Columbiaflusse in Oregon hinab. Aber wie viele mögen an der ausgedehnten Nordwestküste gestrandet sein, die nie berichtet wurden, und wie viele in früheren Jahrhunderten? Unter den Schiffsbrüchigen befanden sich zweifellos geschickte Handwerker; sie ließen sich unter den Indianern nieder, heiratheten

eingeborene Frauen, hinterließen eine Nachkommenschaft und übten als die höherstehende Rasse einen zivilisirenden Einfluß aus. Aus diesem Grunde haben einige Ethnologen die große Ähnlichkeit in den Bauten, Handwerkszeugen und Kunstfertigkeiten, ja selbst in den Gesichtszügen der Japanesen und nordwestlichen Indianer, die jedem Beobachter auffällt, gefolgert. Freilich ist hier nicht der Ort, in diese Frage tiefer einzudringen, aber Thatsache ist, daß die Zivilisation jener Indianer die der östlichen um Vieles überstrahlt.

Drei Meilen oberhalb Japonski legte Baranoff die erste Niederlassung mit dem Fort „Erzengel Gabriel“ im Jahre 1799 an. Da sie jedoch während seiner Abwesenheit von den feindlichen Indianern zerstört wurde, so verlegte er sie unter dem Namen „Erzengel Michael“ an die Stelle, wo heute Sitka blüht. Außer seinen geschichtlichen Erinnerungen und seiner anheimelnden Lage bietet das Städtchen Gelegenheit zu interessanten Ausflügen. Besonders lohnend, wegen der herrlichen Fernsicht ist die Besteigung der erloschenen Vulkane Verjovoi und Edgecombe und die Fahrt nach den heißen Schwefelquellen, wo die Russen ein Hospital mit Wohnung für Aerzte und Apotheker nebst ausgebreiteten Gärten und Wiesen angelegt hatten.

Der Besuch des Muir-Gletschers, des Glanzpunktes der Alaskareise, erheischt die Umkehr in die Chathamstraße, um von dort durch Jcy Strait in die Gletscher-Bai zu keuern. Aber die Rückfahrt ist keineswegs ermüdend, denn Alles erscheint in neuer Gestalt und neuem Lichte und selbst die hervorragendsten Punkte prangen in fremdem Gewande. In Folge des heftigen Treibeises ankerten wir spät Abends einige Meilen östlich von der Einfahrt in „Erkursion Inlet“ und fuhren erst weiter, als die aufgehende Sonne den Nebel gelichtet hatte. Welch' prächtiges Schauspiel erwartete uns in der Bai! Ferne links erhob sich im Hintergrunde der bewaldeten Uferhügel das majestätische Trio des Le Perouse, des Mt.

Crillon und des dreigipfligen Fairweather, von denen der mittlere die gewaltige Höhe von 15,900 Fuß erreicht. Aber bald verschwinden die Waldungen und die felsigen Ufer werden nackt und kahllos, namentlich im engen Muir Inlet. Gewaltige Schollen und blauschimmernde Eissberge treiben auf den nebeligen Fluthen, und nur vorsichtig kann sich das Schiff durchwinden, wobei es an unfreundlichen Rippenstößen nicht mangelt. Rechts treten Mt. Wright und Mt. Cae in Sicht und links eine Kette von Felsbergen, die mit dem Pyramid Pit endet. Die Ausläufer dieser drei Regal bilden das Ausgangsthor des Muir-Gletscher, der in einer Breite von mehreren Meilen und in einer Höhe von einigen hundert Fuß bis dicht an den Wasserrand vorbringt. Nach angestellten Peilungen soll er sich noch acht- bis neunhundert Fuß unter den Seespiegel erstrecken. Er läuft in einer Länge von vierzig und einer Breite von zehn bis fünfzehn Meilen zurück und nimmt unterwegs sechs- und zwanzig Seitenströme auf. Obwohl er also einen geringern Flächeninhalt bedeckt, als die beiden größten Gletscher Europas, deren keiner zum Meeresrande hinabsteigt, so gewährt er doch einen prachtvolleren Anblick als diese. Denn da er nach Professor Reids Messungen sich täglich sieben bis zehn Fuß vorwärts schiebt, so brechen von Zeit zu Zeit unter donnerartigem Getöse gewaltige Massen ab, die, wie die gezackte Vorderwand, in allen Enten des Blau's schillern.

Auf dem Ostufer der Bai führt ein Pfadenweg hügelwärts über die mit spitzen Kalkstein- und Granitblöcken bestreute Moräne zu den wellenförmig aufsteigenden Eisfeldern. Stellenweise sind sie durch engere oder breitere Spalten durchfurcht, in deren Tiefen das abfließende Wasser rauscht. Meilenweit kann man die öde, wellenförmige Fläche verfolgen, der die fahlen Fels und die mit Schollen und Eisbergen gefüllte Bai ein geisterhaftes, winterliches Aussehen verleihen. Das einzige

Zeichen von Leben sind die bescheidenen Kinder Floras am Hügelabhang, die Steinhütte früherer Forscher am Strande und der qualmende Dampfer in der Bai, der die neugierigen Wegfahrer hierhergetragen. Obwohl der nach seinem Entdecker benannte Muir-Gescher der schönste und größte der Baigletscher ist, so ist er doch nicht der einzige, da außer ihm eine Anzahl anderer in das Becken niedersteigen.

Das Schrillen der Dampfpeife mahnte zur Abfahrt, und nachdem der vorsichtige Kapitän sich vergewissert, daß kein Passagier in der eisigen Debe zurückgeblieben, ließ er das Schiff gegen Süden wenden. Wir konnten noch einmal die wechselvollen Landchaften, wo Sommer und Winter um die Herrschaft streiten, und noch einmal die Wälder, Berge, Gletscher und Wasserfälle bewundern. Nur wo wir den Kurs abkürzten und neue Punkte besuchten, boten sich uns neue Natur Schönheiten. Wir fuhren durch Jch-, Chatham-, Summer- und Clarence Straits zurück und landeten am West von Richikan in den Tongaß Narrows, um die dortige Lachsälzerei zu besuchen. Das lange Brettergebäude liegt auf einer felsigen Landzunge am Fuße eines steilen, dichtbewaldeten Hügel, dem entlang zwischen Felsblöcken und umgestürzten Baumstämmen sich eine unregelmäßige Häuserreihe bis zu einem fischreichen Bache hinzieht. Einige hundert Schritte oberhalb der Mündung desselben durchquert ein hoher Felsriegel den Fluß, einen Wasserfall bildend, den die Lachse bei steigender Fluth überspringen. Um diese Zeit sammeln sie sich so dicht im Becken, daß man sie vom Ufer aus mit Händen fangen kann. Eine junge Dame aus der Stadt der Brudersliebe erbeutete deren fünf auf diese Weise in kurzer Zeit. Fast unglaublich erscheint dies dem, der nie solche fischreichen Bäche und Sunde gesehen hat. Und doch giebt es deren in Alaska so viele, daß neben dem Bergbau und der Jagd auf Pelzhiere, der Fisch-, namentlich der Lachsfang, die Haupterwerbsquelle bildet. Die beliebte-

sten Arten sind der rothe *oncorhynchus nerka* und der Königsachs (*O. chouicha.*) Sie werden wie der Stockfisch, entweder eingesalzen oder luftdicht in Stannen eingeschlossen und im Dampfbad gesotten. Im Jahre 1891 betrug das in diesem Geschäfte angelegte Kapital  $4\frac{1}{2}$  Millionen und die Ausbeute von 3,238,176 Dollars überstieg die der sämmtlichen übrigen Lachs fischereien an der nordwestlichen Küste. Der Werth der erbeuteten Walfische bezifferte sich auf 1,218,293 Dollars. Häringe werden nur zur Bereitung des Thranes und künstlichen Guanos gefangen.

kehren wir indeß zum idyllischen Fischerdorf und seiner reizenden Umgebung zurück. Die Alpenseeartige Bai ist rings von hohen bewaldeten Bergen eingeschlossen, deren lustige Gipfel Zebrafchnee ziert. Eine grüne Insel mit einigen Häusern, die sich in den klaren Fluthen spiegeln, verdeckt rechts den Uferaum. Fügt man hinzu die kommenden und gehenden Fischerboote, die tragen Indianer, die theilnahmlos vor den Kramladen, und die Frauen, die mit ihrem Kinde auf dem Schooße vor den Thüren ihres Hauses hocken und dem Fremden ihren kunstvollen Flitterkram anbieten, so hat man das Idyll fertig.

Wir verließen Nachmittags das Fischerdorf bei heilem Sonnenschein, aber bei dem nächsten Frühlicht war das Fahrwasser, sowie Uferäume und Bergspitzen in solch dichten Nebel gehüllt, daß fortwährend das Nebelhorn geblasen wurde und der Dampfer nur langsam weiter fuhr. Zum Glück, denn plötzlich ein heftiger Stoß und Ruck und ein bedenkliches Legen des Schiffes auf die Seite, gefolgt von einem langsamen Hin- und Herschwanken und baldigem Halt. Zweifellos waren wir auf einen verborgenen Felsen gestoßen. Ein Offizier, der rasch in den unteren Raum geeilt, brachte die erfreuliche Nachricht, daß kein Leck entstanden sei. Ich war allein auf Deck. Die andern Passagiere waren wegen der frühen Morgenstunde noch in ihren Kojen. Als sie sich später nach der Ursache

des Stoßes erkundigten, beruhigten wir sie mit der Versicherung, daß ein Eisberg der Störenfried gewesen. Mir schien es, daß der Kapitän herzlich froh war, als wir Milbank Sund erreichten, denn von dort konnten wir den Weg durch die offene See nehmen, denn er ohne Zögern einschlug. Singen auch die Wogen hoch, so belästigten uns doch hier keine Nebel und das Schiff konnte mit vollem Dampfe steuern, so daß wir Mittags in den Queen Charlotte Sund einliefen.

Der nächste Morgen sah uns schon in dem von der Natur so reich gesegneten Golf von Georgia. Es war ein herrlicher Tag.

Goldig schien die Sonne am blauen, wolkenlosen Himmel und silberblank glitzerte die See, in der sich die schlanken Tannen der Uferäume spiegelten. Freudig begrüßten wir die schneeigen Pits der Vancouver- und Kaslabengebirge, freudig die bewaldeten Hügel und niedlichen Städtchen an den grünen Gestaden. Als die Sonne im Zenith stand, warfen wir im Hafen von Victoria Anker. Nach mehrstündlichem Aufenthalt hier und in Port Townsend dampften wir Tacoma zu, wo wir Nachts ankamen. Nächsten Tage setzte ich die Reise nach dem Yellow Stone Park fort.



## Tahko, der junge Indianer-Missionär.

Eine Erzählung für die Jugend.

(Fortsetzung.)

### 3. Glückliches Zusammentreffen.



Nachdem Tahko alle Vorbereitungen für seine lange Reise getroffen hatte, warlete er nur auf dem ersten Schneefall, um aufzubrechen. Während dieser Zeit saß er oft einsam hinter seiner Hütte und schnitzte und polirte mit einer kleinen Stahlklinge oder mit einem Stückchen Glas an einem Elfenbein-Crucifix für den Kapitän. Dabei betete er oft innerlich: „Lieber Vater im Himmel, segne den Vater Dronzow und führe mich zu meinen Eltern.“ Oftmals auch kam der alte Russe, der sich nur ungern von dem treuherzigen Knaben trennte, um ihm für einige Stunden Gesellschaft zu leisten. Dann pflegte Tahko immer zu sagen: „Vater Dronzow, erzähle mir noch etwas aus dem heiligen Buche“ (d. h. aus der heiligen Schrift). Dronzow erzählte ihm dann jedesmal eine Geschichte von Joseph in Aegypten oder von David oder von den Wundern Jesu Christi, und lehrte ihn die zehn Gebote, das Vaterunser und den englischen Gruß,

und Tahko hörte eifrig zu. Einmal aber sagte Dronzow: „Mein Sohn, du hast ein großes Verlangen, wie ich sehe, die Gebete der weisen Männer zu lernen. Was wirst du aber machen, wenn du wieder im Wigwam der Indianer wohnst und die Schaman (Zauberer) deines Volkes dich auffordern, an den Festen des bösen Geistes zu tanzen und zu singen? Sie werden dich tödten, wenn du ihnen nicht gehorcht.“ „Vater Dronzow, erwiderte der Knabe ernst, „ich habe in diesen Tagen viele Gedanken gehabt.“ — „So, mein Junge,“ sagte Dronzow erstaunt, „was hast du denn für Gedanken?“ — „Ich werde meinen Brüdern am Inana alles erzählen, was du mir gesagt hast; ich werde sie auch auf den rechten Weg zum Himmel führen und sie mit dem heiligen Wasser reinigen, aber du mußt mir von dem Wasser geben.“ — „Wie Tahko,“ rief der Kapitän erstaunt, „so große Gedanken hast du! Nur, daß hätte ich nicht erwartet, daß ich einen Gebetsmann (Missionär) aus dir gemacht hätte; das freut mich. Unterrichte nur erst deine Brüder,

dann wird auch Gott schon einen rechten Gebetsmann schicken, der das heilige Wasser mitbringt.“

Vierzehn Tage waren so vergangen, als sich plötzlich das Wetter änderte. Dichte Wolken bedeckten den vorher noch heiteren Himmel und von Norden wehte ein eisiger Wind. Als Tahko am anderen Morgen aus der Hütte trat, lag ein halbschuhtiefer Schnee über der Gegend. Zubeleb lief Tahko in die Hütte zurück, zog seine neue Pelzkleidung an, schnallte die Schneeschuhe an die Füße, nahm seine Hunde mit und suchte den Kapitän auf. Er traf ihn vor dem Thor der kleinen Festung und rief ihm zu: „Vater Dronzow, jetzt muß ich fort, meine Eltern zu suchen.“ — „Ja, mein Sohn,“ erwiderte Dronzow, indem er dem Knaben die Hand zum Abschied reichte, „ja, jetzt müssen wir uns für dieses Leben trennen; damit du aber niemals den Vater Dronzow vergißt, nimm dieß; es ist das Bild der großen Himmelsmutter; wenn du in Gefahr bist, so rufe zu ihr: ‚Maria, hilf!‘ und bete auch für mich.“ „O, Vater Dronzow!“ rief Tahko, voll Bewunderung das auf Porzellan gemalte Bild der Mutter Gottes betrachtend, „ich werde immer an dich denken müssen.“ Dann hing er es um den Hals und verbarg es in seinem Pelzrock. Unterdessen hatten die Matrosen des Walfischbooles die Hunde an den Schlitten gespannt. Alle drückten sich um Tahko, schüttelten ihm die Hand und wünschten ihm eine glückliche Reise. Der Kapitän aber legte ihm väterlich die Hand auf die Schulter, indem er sagte: „Tahko, mein lieber Sohn, bleibe gut und vergiß die heilige Mutter Gottes nicht.“ Dann wandte er sich und ging weg, um nicht zu zeigen, wie schwer ihm der Abschied wurde. Tahko aber fuhr unter den lauten Zurufen seiner Freunde mit dem Schlitten zum Dorfe hinaus und landeintwärts gegen Osten, der Sonne entgegen.

Als Tahko nun auf seinen Schneeschuhen über die Felder dahinschritt, während die Hunde im ersten Eifer mit dem Schlitten

vorangaloppirten, als die Thürme der kleinen Festung St. Michael hinter ihm verschwand, da hob sich die Brust des Knaben im freudigen Gefühl seiner wiedererlangten Freiheit; denn obgleich er gern bei Vater Dronzow geblieben wäre, so war ihm doch das Schiff zu eng geworden. Er war eben ein Indianer und von Jugend auf gewöhnt, ungehindert viele Stunden weit in die Kunde über Berg und Thal, durch Wald und Feld und See zu streifen und zu jagen. Deshalb hatte ihm auch das Leben auf dem Verdeck des Schiffes, wo er kaum zehn Schritte ohne anzustoßen gehen konnte, nicht recht behagt. Jetzt war er wieder frei. Mit Stolz betrachtete er die Kugelbüchse, die ihm über die Schulter hing, und gern hätte er sie gleich an einem Stück Wild erprobt, aber kein Schneehase, kein Eisfuchs wollte sich zeigen. Mit hoher Befriedigung dachte er auch daran, welche Schätze in jenem Schlitten geborgen lagen. Denn Vater Dronzow hatte ihm noch sechs andere Gewehre und ein kleines Fäßchen mit Patronen, eine Kiste mit Eisen- und Stahlwerkzeugen, mehrere Ballen buntfarbige Tücher und eine Kiste mit Glas- und Porzellanperlen und hundert andere Kleinigkeiten geschenkt. Tahko dünkte sich der reichste Mann in ganz Alaska zu sein, und in seiner Heimath war er es auch und mancher Indianerhäuptling, der nur ein schlechtes Gewehr als höchstes Gut besaß, hätte ihn um seine Schätze beneidet. Mit froher Erwartung dachte Tahko daran, wie glücklich er seinen Vater und seine Mutter durch diese Geschenke machen könne. Aber da fuhr ihm der traurige Gedanke durch den Kopf, ob er denn auch glücklich in seine Heimath gelangen und seine Eltern wieder finden werde. Nachdenklich und den Kopf zu Boden gesenkt, glitt Tahko über das Schneefeld am Rande eines Föhrenwaldes dahin, als er plötzlich in höchst unsanfter Weise aus seinen Träumen geweckt wurde. Er stülzte sich von einem schweren Stein am Kopf getroffen und stürzte zu Boden. Obgleich etwas betäubt, griff er doch zuerst

nach seiner Büchse, sprang rasch auf die Füße und blickte um sich, von wo der Wurf oder Schlag gekommen. Da sah er kaum dreißig Schritte entfernt, einen Innoit hinter den Bäumen hervortreten und seinen Schleuderstock in der Hand schwingen. Rasch entschlossen legte Tahko seine Büchse an und zielte auf die Brust des Mannes, der ihm hier schon seit mehreren Tagen aufgelauret hatte, um ihn zu berauben. Tahko hätte ihn sicher in's Herz getroffen, denn er war in den zwei Jahren auf der Robbenjagd ein guter Schütze geworden. Da kam ihm der Gedanke: Wenn ich den Mann tödte, so kommt er in den Feuersee des bösen Geistes; ich will ihn nicht tödten, sondern nur hindern, mir zu schaden. Dabei zielte er auf den erhobenen Arm des Innoit und als dieser eben seinen Speer schleudern wollte, krachte der Schuß und der Mann fiel mit einem lauten Schrei und mit durchschossener Hand zu Boden. Jetzt wollte Tahko schnell seinen Hunden nach, welche schon weit vorangeeilt waren. Da dachte er, der Mann möchte doch schwer verwundet worden sein und könnte hier einsam im Schnee sterben. Darum brachte er durch einen lauten Pfiff seine Hunde zum Stehen und näherte sich vorsichtig dem Verwundeten. Als dieser Tahko herankommen sah, streckte er ihm die blutige Hand entgegen und sagte: „Ich bitte dich, tödte mich.“ Tahko antwortete: „Ich werde dich nicht tödten, denn der große Geist verbietet es mir, meine Brüder zu berauben oder zu tödten.

Wirf deine Waffe weg und ich will deine Wunde verbinden.“ Staunend blickte der Innoit den Knaben an, warf dann seinen Speer und sein Dolchmesser, das im Gürtel steckte, weit von sich, indem er sprach: „Die Inana-Knaben sind edler als die Innoit.“ Tahko antwortete: „Nein, die Inana berauben und tödten auch ihre Brüder; aber ich habe das Gebet des großen Vaters gelernt, der verbietet, zu rauben und zu tödten.“ „Und ich,“ sagte der verwundete Innoit, „ich habe bis heute den weißen Gebetsmann verachtet. Aber ich

will zu ihm gehen und von ihm lernen.“ Tahko freute sich sehr über diese ernstgemeinte Worte seines Feindes; er lief schnell zu seinem Schlitten und holte ein Gläschen Wundbalsam und Leinwand, die ihm Vater Dronzow gegeben, und verband die Wunde des Mannes. Dann fragte er ihn, ob er gehen könne, und als der Mann es bejahte, gab ihm Tahko einige Schluck Wein zu trinken. Da erhob sich der Innoit, schaute den Knaben verwundert an und sprach: „Ich wollte dir Böses thun und du hast mir dafür Gutes gethan und gegeben; ich werde daran denken.“ Dann ließ Tahko ihn ruhig seines Weges gehen, während er mit seinem Schlitten seine Reise fortsetzte. Er fühlte sich nach dieser That so freudig und glücklich wie nie und dachte an Vater Dronzow, der ihm eine ähnliche Geschichte von einem Manne Namens „Samaritan“ aus dem heiligen Buch erzählt hatte. Aber etwas vorsichtiger wollte Tahko in Zukunft sein. Denn obgleich er früher, wie alle Indianer, auf jedes Geräusch geachtet und jeden Gegenstand in der Ferne ausgepäht hatte, so war er doch auf dem Schiff, wo keine Gefahr eines Ueberfalls drohte, sorglos geworden. Gegen Abend ermatteten die Hunde und ihr Lauf wurde langsamer, während sie die Zungen weit heraushängen ließen. Darum machte Tahko etwas abseits vom Wege zwischen zwei schützenden Felsen im Walde Halt. Ein Feuer zündete er nicht an, damit nicht der Schein desselben ihn verrathe. Er spannte seine Hunde aus und band sie in einem Kreis um seinen Schlitten, jeden an einen Baum, gab jedem einen getrockneten Fisch zu fressen und legte sich dann selbst in ihrer Mitte auf den Schlitten zum Schlafen nieder. Vorher aber kniete er, wie Vater Dronzow es ihm gesagt, in den Schnee, nahm das Bild der Mutter Gottes heraus, betrachtete es und betete: „Große Himmelsmutter beschütze mich, segne den Vater Dronzow und führe mich zu meinem Vater und zu meiner Mutter.“ Dann wickelte er sich in eine große wollene Decke und schließ



ein. Er träumte, er sei auf dem Schiff und Water Dronzow stehe bei ihm. Jetzt zogen sie zusammen einen großen Walfisch aus dem Meer auf's Verdeck. Als er aber oben war, sah Tahko, daß es kein Fisch, sondern ein großer Sarg war, und als man ihn öffnete, lag sein Vater und seine Mutter darin. Da erschrock Tahko sehr und stürzte auf sie zu; nun öffneten seine Eltern seine Augen, lächelten ihn an und sagten: „Tahko, auf Wiedersehen im Himmel.“ Bei diesen Worten fühlte er einen heftigen Seelenschmerz und erwachte. Er blickte um sich und sah die Hunde noch alle unter dem Schnee vergraben ruhen. Dann dachte er nach, was dieser Traum wohl bedeuten könne. Er fürchtete, es möchte seinen Eltern ein Unglück zugestoßen sein. Darum sprang er auf, kniete nieder, zog sein Mutter-Gottesbild hervor und betete wie am Abend vorher. Dann warf er seinen Hunden ein Stück getrockneten Fisch zum Frühstück vor, aß selbst ein Stück davon und spannte seine Hunde wieder vor den Schlitten. Ununterbrochen ging die Reise in kurzem Trab voran, bis er gegen Mittag die kleine Festsung von Nulato mit dem Indianerdorf daneben vor sich liegen sah. Hier war er jetzt am großen Yukon-Fluß angelangt, an dessen Gestaden er mehrere hundert Stunden stromaufwärts fahren mußte. Bevor er jedoch seine Reise fortsetze, wollte er sich bei den Indianern hier erkundigen, ob sie vielleicht wüßten, wohin seine Eltern hingezogen seien. Denn da der Weg nach dem Inana über Nulato führte, so mußten sie wohl auch hier vorbeigekommen sein. Er fragte mehrere Indianer, die ihm begegneten, aber Niemand kannte seine Eltern, keiner wollte sie gesehen haben. Traurig über seine fehlgeschlagene Hoffnung, wollte er eben mit seinem Schlitten das Dorf verlassen und weiterziehen, als aus der letzten Barrabarra (Hütte) ein Hund hervorstürzte und mit freudigem Wellen und Wedeln an ihm hinaussprang. Verwundert betrachtete Tahko den Hund, der ihn zu kennen schien. Plötzlich rief der Knabe: „Wasco! bist

du's? Wahrhaftig! Wasco, wo ist Tacolag, mein Vater? Suche Tacolag, such'!“

Aber der Hund, der wirklich seinem Vater gehört hatte, und der früher einem solchen Befehl gleich gehorcht hätte, und dahin gerannt wäre wo sein Herr sich gerade befand, der stieß jetzt ein klägliches Geheul aus und blieb vor Tahko stehen.

Unterdessen trat ein weißer Mann mit langem Bart und langem schwarzem Pelzrock aus der Hütte und betrachtete den Vorgang. Als er hörte, wie Tahko den Hund bei seinem wirklichen Namen lockte, trat er auf ihn zu und fragte ihn freundlich: „Kennst du diesen Hund?“ — „Jawohl,“ erwiderte Tahko, „es ist der Hund meines Vaters; aber wo ist Tacolag, mein Vater? Wenn du es weißt, sag' es mir; denn ich suche ihn.“ — „Bist du Tacolag's Sohn? Wie ist das möglich? Er sagte mir, sein einziges Kind sei im Meer ertrunken.“ — „Nein, nein, wir sind Alle gerettet worden. Aber nur sage mir, wo ist mein Vater? Wohnt er hier?“ — „Nein, mein Freund,“ erwiderte der Missionär — denn das war der Fremde — „dein Vater ist nicht hier. Voriges Jahr, als er hier durchreiste, um in deine Heimath am Inana-Fluß zurückzukehren, hat er in meiner Barrabarra übernachtet. Da habe ich diesen Hund Wasco von ihm gekauft, weil ich einen guten Leithund an meinem Schlitten brauchte, mit dem ich ringsumher in die Dörfer der Indianer jahre.“ — „Also bist du ein Pelzhändler?“ sagte Tahko. — „Nein, mein Sohn,“ rief der Missionär lachend, „ich bin kein Pelzjäger, sondern ein Seelenjäger, ein Gebetsmann aus dem Osten.“ Staunend und fast mißtrauisch trat Tahko einen Schritt zurück. Dann fragte er schüchtern: „Bist du ein Gebetsmann mit einem Kreuz?“ — „Gewiß, sieh', hier ist es,“ sagte der Missionär, indem er sein Crucifix hervorzog und dem Knaben hinhielt. Tahko wollte es eben ergreifen und ehrerbietig küssen, als ihm wieder ein Zweifel zu kommen schien; nochmals fragte er: „Liebst du auch die große Himmelsmutter mit dem Sohn?“ — „Ah, du meinst die allerheiligste Jungfrau

und Gottesmutter Maria! Jawohl, ich liebe sie und verehre sie von Herzen; drinnen in meiner Barrabarra hängt ihr Bild. Aber warum fragst du das?“ — „Weil Vater Dronzow mir gesagt hat, ich solle mich hüten vor den falschen Gebetsmännern der Amerikaner, welche das Kreuz nicht tragen und die Himmelsmutter nicht lieben; Vater Dronzow sagt, sie kennen nicht den rechten Weg zum Himmel. Aber du bist ein rechter Gebetsmann und ich vertraue dir.“ — „Nun, so komme in meine Hütte und ruhe dich bis morgen aus; ich muß noch vieles mit dir reden, denn ich sehe schon, daß Gott dich zu mir geführt hat.“ — „Ja,“ sagte Tachko, „ich habe alle Tage Morgens und Abends den großen Vater gebeten, daß er mich zu meinem Vater führe, und siehe, er hat mich erhört; denn ich habe seine Fußspuren gefunden.“ — „Und Gott segne deinen Eintritt in meine Hütte,“ sagte der Missionär, indem er Tachko freundlich die Hand reichte. Dann öffnete er die breite Thüre eines schmalen Schuppens, der an die Hütte angebaut war, und half dem Knaben den Schlitten da hineinschieben, wies auch seinen Hunden einen Stall daneben an, warf ihnen getrocknete Fische vor und verschloß dann die Thüre. Tachko wunderte sich über diese große Vorsorge; denn die Indianer lassen ihre Hunde draußen vor der Hütte im Schnee oder vielmehr unter dem Schnee eingescharrt liegen; wenn sie nicht auf Reisen sind, müssen sich die Hunde ihre Nahrung meistens selbst suchen und erjagen, wodurch sie sehr diebisch werden; nur auf der Fahrt füttert man sie täglich

(Schluß folgt.)



Es ist die Idee'losigkeit, die sich Aufklärung zu nennen untersteht. (Schelling.)

Judas, der den Heiland mit einem Kusse verrieth, war der erste der zahlreichen Klasse von Geschäfts-Christen, die um ihres zeitlichen Vortheils willen Religion heucheln oder auch um eines Gewinnes willen die Religion verleugnen.

einmal und zwar am Abend, wenn man das Lager ausschlägt. Noch mehr aber staunte Tachko als er nun, vom Missionär geführt, in die Hütte trat. Denn ogleich dieselbe wie die Barrabarras der Indianer nur aus rohen Tannenstämmen gezimmert, mit Moos und Birkenrinde ausgestopft und mit Thiersellen bedeckt war, so schien sie viel reinlicher und heller; denn im Gegensatz zu den Indianerhütten waren auf allen Seiten, mit Ausnahme der Nordseite, viele kleine Fensteröffnungen angebracht, welche in Ermangelung von Glasscheiben mit dünnen, fast durchsichtigen abgeschuppten Fischhäuten verschlossen waren. Eines aber entlockte dem Munde des erstaunten Knaben einen lauten Freudenruf: da hing an der Wand ein großes Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuskind. Sogreich erkannte es Tachko und rief: „Das ist wie das Bild, das mir Vater Dronzow gegeben hat!“ und dabei zeigte er das kleine Porzellangemälde dem Missionär. Dieser betrachtete es, indem er sagte: „Du bist also ein Christ, da Vater Dronzow, der russische Gebetsmann, dir dieses Bild geschenkt hat.“ — „Ja,“ sagte Tachko, „ich bin ein Kind des großen Vaters. Aber Vater Dronzow ist kein Gebetsmann, sondern der Häuptling eines großen Schiffes.“ Und nun erzählte Tachko dem lauschenden Priester, wie Dronzow im Polarmeer ihn unterrichtet und, als ihr Schiff mitten im Eise in der Irre war, zertrümmert zu werden, gefragt habe, ob er in den Himmel kommen wolle, wenn sie jetzt sterben müßten. Als er es bejaht hätte, habe Vater Dronzow ihn getauft.

Die sittliche Verirrung zieht die geistige nach sich als ihre nothwendige Folge.

Alle Irthum stammt in gewissem Sinne aus der Sünde.

U selig, wer erhabnen Sinnes  
Sich über diese Welt erschwang!  
Sein Leben ist in freien Sphären  
Ein ungestörter Sternengang.

# \* \* \* Inhalts-Verzeichniß. \* \* \*

|  |         |
|--|---------|
| Am Tage Aller-Seelen. Gedicht.....   | Seite 1 |
| Aus dem Blumengarten vom Berge Karmel, Fortsetzung; von Very Rev. M. J. Kreidl, O. C. C..... | " 2     |
| Das rettende Skapulier, eine Geschichte.....   | " 7     |
| Die Internationale.....  | " 8     |
| Ein Vorschlag, von Rev. Pius N. Mayer, O. C. C.....  | " 15    |
| Ein deutsch-amerikanischer Ländlicher.....   | " 17    |
| Dreißig Jahre verwaist. Novelle, geschrieben von Rev. Justinus *.....                        | " 25    |
| Editorielles.....  | " 31    |
| Seppel Hojer.....  | " 33    |
| Der Jugend schönste Bier. Von Rev. G. Wochner, S. J.....                                     | " 37    |
| Das Skapulier rettet Mutter und Tochter.....   | " 39    |
| Ein Crucifix.....  | " 41    |
| Mutterrache.....   | " 46    |
| Leichenbestattung und Leichenverbrennung.....  | " 48    |
| Maria immer Hilf.....  | " 55    |
| Eine Fahrt nach Alaska. Schluß. Von Dr. Gustav Brühl.....                                    | " 56    |
| Tahko, der junge Indianer-Missionar. Fortsetzung.....  | " 60    |

Wer das Skapulier der Mutter Gottes trägt, sollte auch ein Leser und Verbreiter der Rundschau sein.

Alle Briefe, Correspondenzen, Geldsendungen u. für diese Monatschrift sende man: „Rundschau“, 507 Ellicott St., Buffalo, N. Y.

Jeder Leser der „Rundschau“ sollte sich die Verbreitung dieser Monatschrift zu Ehren der Mutter Gottes zur Pflicht machen.

Alle Agenten erhalten lieberale Bezahlung für ihre Mühe.

Wir wünschen einen guten Agenten in jeder deutschen katholischen Gemeinde dieses Landes.

Alle Mitglieder von Skapulier-Bruderschaften sollten Eiferer für die Verbreitung der „Rundschau“ sein.

**CARMELITE FATHERS,  
MT. CARMEL COLLEGE  
NIAGARA FALLS  
ONTARIO, CANADA**

# Stimmen der Presse.

Illinois Staatszeitung.

Evansville Demokrat.

## Deutsch-amerikanischer geistlicher Dichter.

Wo ist Wilhelm Keilmann hingekommen? So dachten wir manchesmal, seit vor einigen Monaten ganz unerwartet sein Ausschneiden aus der von ihm ebenso tolerant wie eifrig geführten Redaktion des katholischen „Buffalo Volksfreund“ erfolgte. Wir vermißten diesen begabten Journalisten, der zugleich ein Dichter ist und für seine Cantate auf das Fest der Entdeckung Amerikas den ersten Preis bekam, ungern in der Presse. Jetzt ist er wieder da und zwar als Redakteur einer neuen katholischen Monatschrift in Buffal<sup>o</sup>, die sich „Rundschau vom Berge Karmel“ nennt.

Unter diesem Berge ist nicht der Gebirgszug in Palästina zu verstehen, sondern eine Anhöhe in der Nähe der Niagara Fälle, die ebenfalls „Berg Karmel“ heißt und auf der eine Marienkapelle steht, in deren Nähe sich ein geräumiges Kloster befindet. Diesen Berg Karmel besingt jetzt Keilmann zur Einführung der zugleich der Religion und der Erhaltung und Vertretung der deutschen Sprache gewidmeten Monatschrift, und folgende schöne Verse Keilmann's, welche beweisen, daß der weltliche „poeta laureatus“ der Columbusfeier zugleich ein geistlicher Dichter von Gottes Gnaden ist, wird der Nicht-Katholik ebenso bewundern wie der fromme Katholik:

In dem Thale des Niagara  
Wilbe Catarakte rauschen,  
Ihres Todessturzes Donner  
Rings die Felsenwände lauschen.

Hämmer lärmen; Schote rauschen;  
Der Maschinen tosend Summen  
Will, von ew'ger Kraft getrieben,  
Ruh'n nie und nie verstummen.

Doch so milde in die Tiefe  
Aus Mount Karmels Kloster nieder,  
Wie ein Lied der Sphären, tönt das  
Ave der Marien-Brüder.

Ladet jezt zu Abendfrieden  
Bei der Mutter voll der Gnaden  
Jede Hand und jedes Herz,  
Die so müd' und schmerzbeladen.

Größ're Liebe hat ja nimmer  
Einer Seele Noth erfahren,  
Als die zu Maria's Füßen  
Sich gerettet in Gefahren.

Ave-Gruß erschallet wonnig  
Nah und fern, aus Wald und Wogen,  
Und den Abgrund überbrückt ein  
Lichtumblühler Sonnen-Wogen.

„Rundschau vom Berge Karmel.“ In katholischen Kreisen wird die vorgenannte deutsche Monatschrift, von welcher uns die erste Nummer (für Oktober) vorliegt, ohne Zweifel mit Freuden begrüßt werden; denn sie wird durch den bekannten deutsch-amerikanischen Dichter, unseren geschätzten Kollegen Hrn. Wilhelm Keilmann, vortrefflich redigirt und bietet, bei hübscher Ausstattung, eine reiche Fülle von interessantem Lesestoff. Die sehr empfehlenswerthe deutsche Monatschrift ist ein Organ des Karmeliter-Ordens und wird von dem Karmeliter-Provincial, Very Rev. A. J. Kreidt, herausgegeben. Der Abonnementpreis pro Jahr beträgt \$1.50. Auf der ersten Seite der Oktober-Nummer steht ein dem Verfasser der preisgekrönten Columbus-Cantate Ehre machendes Gedicht: „Unsere liebe Frau vom Berge Karmel“ zc.

Michigan Volksblatt.

Das jüngste Erzeugniß der katholischen deutsch-amerikanischen Literatur ist die oben unter der Leitung des vortrefflichen deutschen Journalisten Wm. Keilmann erschienene „Rundschau vom Berge Karmel“, eine monatlich erscheinende Zeitschrift, die, nach den ersten uns vorliegenden Hefte zu urtheilen, für jedes deutsche katholische Haus einen literarischen Schatz, eine geistige Zierde und eine herrliche Quelle christlicher Erbauung und echt deutscher Frömmigkeit bilden wird. Die herrschenden Uebel der Jetztzeit und deren alleinige Heilung werden in meisterhafter Sprache in dieser Zeitschrift dem Leser vor die Augen geführt zc.

Buffalo Freie Presse.

„In eleganter Ausstattung liegt die erste Nummer einer neuen katholischen deutsch-amerikanischen Monatschrift vor uns. Der Herausgeber derselben ist Very Rev. A. J. Kreidt und ihr Redakteur Herr Wm. Keilmann. Der Name des letztgenannten Herrn, welcher in weitesten journalistischen Kreisen bekannt ist, liefert die Garantie, daß das Unternehmen journalistisch auf das Sorgfältigste geleitet werden wird und in der That bietet die neue Zeitschrift, welche den Namen „Rundschau vom Berge Karmel“ trägt, eine reiche Mannigfaltigkeit an Artikeln und Erzählungen. Das von Herrn Keilmann verfaßte Einleitungs-gedicht ist eine kleine Perle der Poesie.“